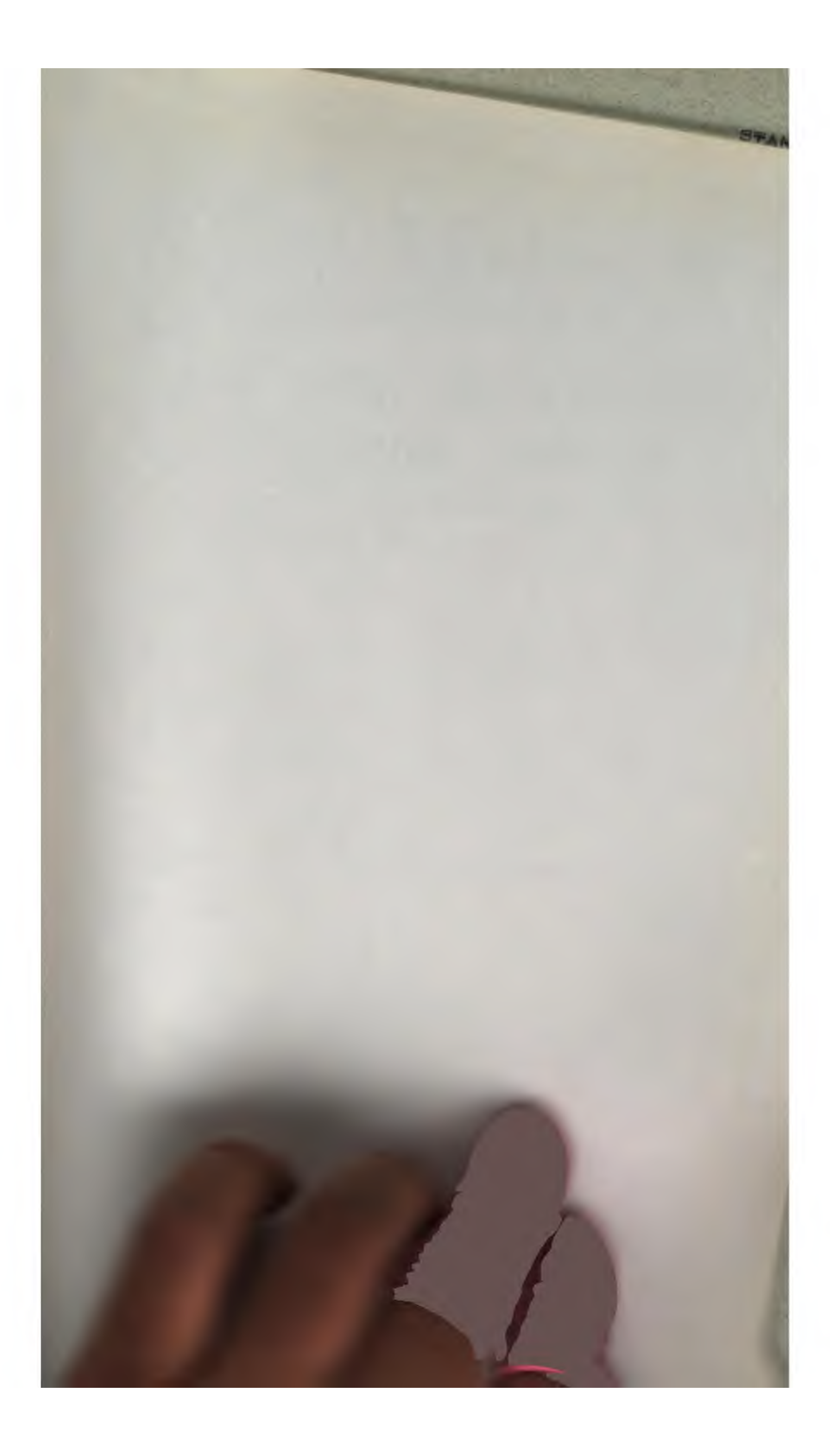






VERÖFFENTLICHUNGEN
DES STÄDTISCHEN MUSEUMS FÜR VÖLKERKUNDE ZU LEIPZIG
HEFT 3.

DIE STEINZEITLICHE BESIEDELUNG DER LEIPZIGER GEGEND

UNTER BESONDERER BERÜCKSICHTIGUNG DER WOHNPLATZFUNDE

VON

F. MAX NÄBE

MIT EINEM BEITRAG VON PROF. DR. C. SCHRÖTER, ZÜRICH

MIT 6 TAFELN, 2 KARTEN UND 121 ABBILDUNGEN IM TEXT

R. VOIGTLÄNDERS VERLAG
LEIPZIG 1908.

Museum für Völkerkunde

1.—28. Bericht des Museums für Völkerkunde in Leipzig. (1873—1900.) 8°.

Uhle, Max, Kultur und Industrie südamerikanischer Völker. Nach den im Besitze des Museums für Völkerkunde zu Leipzig befindlichen Sammlungen von A. Stübel, W. Reiß und B. Koppel. 2 Bde. fol. mit 55 Tafeln. Berlin 1889 und 1890. Mark 160.—

Mitteilungen aus dem Städtischen Museum für Völkerkunde zu Leipzig. Bd. 1. Heft 1, 4°, (nicht fortgesetzt):

Ephraim, Hugo, Über die Entwicklung der Webetechnik und ihre Verbreitung außerhalb Europas. Leipzig 1905. Mark 5.—

Veröffentlichungen des städtischen Museums für Völkerkunde zu Leipzig. 8°.

Heft 1: **Stenz,** P. Georg M., S. V. D., Beiträge zur Volkskunde Süd-Schantungs. Herausgegeben und eingeleitet von A. Conrady. 1907. Mark 8.—

Heft 2: **Narbeshuber,** Dr. med. Karl, Aus dem Leben der arabischen Bevölkerung in Sfax (Regentschaft Tunis). 1907. Mark 2.70

Fortsetzung siehe 3. Seite des Umschlags.

VERÖFFENTLICHUNGEN
DES STÄDTISCHEN MUSEUMS FÜR VÖLKERKUNDE ZU LEIPZIG
HEFT 3.

DIE STEINZEITLICHE BESIEDELUNG DER LEIPZIGER GEGEND

UNTER BESONDERER BERÜCKSICHTIGUNG DER WOHNPLATZFUNDE

VON

F. MAX NÄBE

MIT EINEM BEITRAG VON PROF. DR. C. SCHRÖTER, ZÜRICH

MIT 6 TAFELN, 2 KARTEN UND 121 ABBILDUNGEN IM TEXT

R. VOIGTLÄNDERS VERLAG
LEIPZIG 1908.

Druck von W. Drugulin in Leipzig.

Vorbemerkung.

Die vorliegende Arbeit ist das Ergebnis zwölfjähriger Beobachtung und Untersuchung unserer heimischen vorgeschichtlichen Funde. Können derartige Forschungen auch niemals als abgeschlossen gelten, so glaube ich doch, daß meine bisher gewonnenen Resultate es mir ermöglichen, in großen Zügen ein Bild der Aufeinanderfolge der steinzeitlichen Besiedelungsperioden für unsere Heimat zu entwerfen.

Daß ich in meinem Schlußfolgerungen mehrfach von den Ansichten besonders norddeutscher Forscher abweiche, ist mir bekannt, ich glaube aber mit möglichster Vorsicht und auf Grund eines nach Kräften beobachteten Fundmaterials meine Schlüsse gezogen zu haben.

Die Herausgabe dieser Arbeit wurde mir in dankenswertester Weise durch unser *Städtisches Museum für Völkerkunde* erleichtert, welches die Drucklegung übernahm, so daß ich nur die Illustrationskosten zu tragen hatte. Großen Dank schulde ich auch Herrn *Prof. Dr. Schröter, Zürich,* für die bereitwilligst ausgeführte Bestimmung der erhaltenen neolithischen Pflanzenreste.

Die photographischen Aufnahmen, die Einrichtung der Lichtdrucktafeln und ein Teil der Federzeichnungen sind von Herrn *Maler A. Drescher,* der übrige Teil der Federzeichnungen von Herrn *Zeichner Curt Reinke* ausgeführt worden.

Soweit nichts anderes bemerkt ist, handelt es sich bei dem geschilderten Fundmaterial um Teile meiner Sammlung, welche sich im *Städtischen Museum für Völkerkunde (Grassi-Museum) zu Leipzig* befindet.

Leipzig, im Juni 1908. Der Verfasser.

Inhalt.

Seite

Vorbemerkungen 1

I. Überblick über die steinzeitlichen Funde der Leipziger Gegend 3

II. Die steinzeitlichen Wohnplatzfunde 10

A. Herdstellen nördlich vom Bienitz 10

B. Güntherstorf 11

C. Möritzsch 18

D. Eutritzsch 20

Schlußbetrachtungen 42

Verzeichnis der Tafeln, Abbildungen und Karten.

		Seite
Tafel I.	Depotfund von Steingeräten aus Dölzig	4
Tafel II.	Verzierte Gefäßscherben aus der steinzeitlichen Station von Günthersdorf	14
Tafel III.	Steingeräte aus der steinzeitlichen Station von Leipzig-Eutritzsch	30
Tafel IV.	Verzierte Scherben von Leipzig-Eutritzsch	34
Tafel V.	Spiral-Mäander-Keramik von Leipzig-Eutritzsch	38
Tafel VI.	Spiral-Mäander-Keramik von Leipzig-Eutritzsch	38

Fig. 1.	Feuersteinlanzenspitze, Dölzig	5
Fig. 2—5.	Feuersteinbeile, Dölzig und Liebenau	5
Fig. 6—13.	Gefäße aus Cröbern und Miltitz	6
Fig. 14—17.	Gefäße aus Dölkau, Machern, Günthersdorf	7
Fig. 18—20.	Gefäße aus Gr.-Dalzig und Kl.-Dölzig	8
Fig. 21—23.	Gefäße aus Altranstädt und Günthersdorf	9
Fig. 24.	Gefäßfragment nördlich vom Bienitz	11
Fig. 25.	Wohngrube Günthersdorf	12
Fig. 26.	Hüttenbewurf, Günthersdorf	13
Fig. 27—28.	Scherben der Spiral-Mäander-Keramik, Günthersdorf	14
Fig. 29—33.	Knochenwerkzeuge, Günthersdorf	15
Fig. 34.	Bearbeitetes Hirschgeweih, Günthersdorf	16
Fig. 35—39.	Feuersteingeräte, Günthersdorf	16
Fig. 40—44.	Größere Steinartefakte, Günthersdorf	17
Fig. 45—49.	Gefäßscherben aus Möritzsch	18
Fig. 50.	Beilartiges Geschiebe, Möritzsch	19
Fig. 51.	Steinaxt, Hockergrab, Möritzsch	19
Fig. 52.	Mahlstein mit Reiber, Leipzig-Eutritzsch	22
Fig. 53.	Reib- oder Glättstein, Leipzig-Eutritzsch	23
Fig. 54.	Klopfstein, Leipzig-Eutritzsch	23
Fig. 55.	Formstein zur Töpferei, Leipzig-Eutritzsch	23
Fig. 56—58.	Anhänger aus Stein und Ton, Leipzig-Eutritzsch	24
Fig. 59—61.	Anhänger aus Feuerstein, Leipzig-Eutritzsch	25
Fig. 62—67.	Profile von Spinnwirteln, Leipzig-Eutritzsch	25
Fig. 68.	Verzierte Spinnwirtel, Leipzig-Eutritzsch	25
Fig. 69—72.	Pfeilspitzen von Leipzig-Eutritzsch	29
Fig. 73—81.	Kleine Feuersteingeräte, Leipzig-Eutritzsch	30
Fig. 82—85.	Große Henkel von Leipzig-Eutritzsch	31
Fig. 86.	Gefäßfragment, Leipzig-Eutritzsch	32

Seite

Fig. 87—88. Quergestellte Henkel, Leipzig-Eutritzsch 32
Fig. 89. Henkel mit Zick-Zack-Verzierung, Leipzig-Eutritzsch 32
Fig. 90—101. Gefäßformen von Leipzig-Eutritzsch 33
Fig. 102—107. Verzierte Scherben großer Gefäße, Leipzig-Eutritzsch 33
Fig. 108. Gefäßfragment von Leipzig-Eutritzsch 34
Fig. 109—111. Amphorenartige Ziergefäße, Leipzig-Eutritzsch 34
Fig. 112. Trommelgefäß, Leipzig-Eutritzsch 35
Fig. 113. Hängegefäß, Leipzig-Eutritzsch 36
Fig. 114. Flaschenartiges Gefäß, Leipzig-Eutritzsch 38
Fig. 115. Scherbe mit erhabenem Ornament, Leipzig-Eutritzsch 38
Fig. 116. Ergänztes Gefäß von Leipzig-Eutritzsch 39
Fig. 117—119. Tonteller von Leipzig-Eutritzsch 39
Fig. 120. Neolithische Ornamentmotive 46
Fig. 121. Verziertes Beil von Raßnitz 51

Lageplan der neolithischen Station von Leipzig-Eutritzsch 20
Karte der steinzeitlichen Funde aus Leipzig und Umgegend 58

Erläuterungen zur Kartenbeilage.

1. Skelettgrab mit verziertem Gefäß und einem durchbohrten facettierten Steinbeil bei Wehlitz. (Nur letzteres erhalten. Sammlung Näbe.)
2. Gefäß mit starker Schnurverzierung bei Dölkau. (Sammlung Näbe.)
3. Skelettgräber mit Gefäßen und Steinwerkzeugen in Möritzsch. (Erhalten ein durchbohrtes Steinbeil. Sammlung Näbe.)
4. Gefäße aus Zöschen. (Sammlung Vater. Schkeuditz.)
5. Hockendes Kinderskelett mit Steinartefakten. (Möritzsch. Sammlung Näbe.)
6. u. 7. Schnurverzierte Gefäße. Günthersdorf. (Sammlung Näbe.)
8. Skelett mit Aunjetitzer Tasse. Günthersdorf. (Sammlung Näbe.)
9. Zwei Gefäße. Klein-Dölzig. (Sammlung Näbe.)
10. Fünf Hügelgräber am Bienitz. Schnurkeramik. (Kgl. Sammlung Dresden.)
11. Zwei hockende Skelette mit Aunjetitzer Gefäßen. Altranstädt. (Sammlung Näbe.)
12. Schnurverzierte Gefäße. Miltitz. (Sammlung Näbe, Jacob, Leipzig und Kgl. Sammlung Dresden.)
13. Hockergrab mit Gefäß. Gr.-Dalzig. (Leipzig. Grassi-Museum.)
14. Gefäß mit Stichreihen. Gr.-Dalzig. (Sammlung Näbe.)
15. Gefäße von Wiederau. (Sammlung Pastor Krause †.)
16. Schnurverziertes Gefäß. Pegau. (Sammlung Pegau.)
17. Gefäß mit Stichverzierung vom Napoleonstein. (Sammlung des Vereins für die Geschichte Leipzigs.)
18. Schnurverzierte Gefäße, Südfriedhof. (Leipzig, Grassi-Museum.)
19. Schnurverzierte Gefäße. Cröbern. (Leipzig, Dresden, Berlin.)
20. Kugelflaschenfund. (Sammlung Bernhardt. Leipzig.)
21. Schnurverzierte Gefäße. Machern. (Sammlung Näbe.)
22. Gefäß mit Schnittverzierung. Liebertwolkwitz. (Kgl. Sammlung, Dresden.)
23. Hockende Skelette. Zauschwitz. (Siehe Seite 40.)
24. Hockende Skelette. Eutritzsch. (Siehe Seite 40.)

Die Leipziger Tiefebene gehört dank ihrer geographischen Lage zu den prähistorisch interessantesten Gegenden Mitteldeutschlands. Nach Norden zu steht kein natürliches Hindernis dem Eindringen nordischer Kultureinflüsse entgegen. Von Süddeutschland her bilden die Flußtäler der weißen Elster und der Saale natürliche Zugangswege, während das untere Elster-Luppetal vermöge seiner genau westöstlichen Richtung die Verbindung mit dem bereits in neolithischer Zeit reich besiedelten Thüringen vermittelt. Es darf uns daher nicht wundernehmen, daß, wie später in der historischen, so bereits in der vorhistorischen Zeit die verschiedensten Völkergruppen Spuren ihres Daseins und ihrer Kultur auf dem Boden der Leipziger Tiefebene hinterlassen haben.

Infolge der intensiven Bewirtschaftung unserer heimischen Fluren, besonders aber durch die vielen in Betrieb befindlichen Sand- und Lehmgruben, fehlt es in unserer Heimat nicht an Gelegenheit, prähistorische Funde zu machen, Gräber aufzudecken und Kulturschichten zu untersuchen.

Obwohl nun durch zahlreiche Einzelfunde von Steinartefakten, sowie durch Funde steinzeitlicher Gefäße und Gräber die Besiedelung unserer Heimat in neolithischer Zeit längst sichergestellt war, fehlte es, mit Ausnahme der im Süden Leipzigs gelegenen Gegend von Pegau und Borna an sicher nachgewiesenen und untersuchten steinzeitlichen Wohnplätzen. Anlaß zu dieser Arbeit gab die Aufdeckung und Untersuchung von mehreren steinzeitlichen Stationen im Westen und Norden Leipzigs, die dem Verfasser in den letzten fünf Jahren gelungen ist.

Der reiche Inhalt dieser Fundstätten und die Ergebnisse, die sich daraus gewinnen lassen, machen es wünschenswert, daß das ganze Material einem größeren Forscherkreise zugänglich gemacht wird. Außerdem spricht dafür die Tatsache, daß alle jene Fundstellen noch nicht erschöpft sind und für eine Nachprüfung zur Verfügung stehen.

Wenn wir an die großen südlichen neolithischen Stationen Butmir[1], Tordos[2] oder Jablonica[3] denken, die eingehend untersucht und veröffentlicht worden sind, wenn wir an Groß-Gartach[4] bei Heilbronn oder an die bei Worms[5] gelegenen genau erforschten Wohnplätze erinnern, muß es uns wundernehmen, daß gerade für das mittlere und nördliche Deutschland auf diesem Gebiet so wenig bekannt worden ist. Die für letzteres Gebiet vorliegenden Arbeiten, die sich mit der neolithischen Keramik bestimmt begrenzter Gebiete befassen, beschränken sich meist auf die ganzen oder doch in der Form zu rekonstruierenden Gefäße und gehen gar nicht oder nur flüchtig auf die Wohnplatzfunde ein. Und doch ist, besonders für Mitteldeutschland, reiches Material der letzteren Art vorhanden, aber es befindet sich zerstreut in zahlreichen öffentlichen oder Privatsammlungen, auf Schlössern, Rittergütern usw. Da es meist nicht publiziert ist, so ist es für den Forscher sehr schwer, über ein größeres Gebiet einen Überblick zu gewinnen. So war man denn beim Versuch der Aufstellung chronologischer Systeme meist auf die Grabgefäße angewiesen. Gerade in dieser einseitigen Benutzung der Grabfunde liegt aber wohl die Hauptursache, daß bis heute so große Unsicherheit und so viele Widersprüche in bezug auf die Datierung der verschiedenen Perioden des Neolithikums für Mitteldeutschland noch bestehen.

Die unbestrittene Wichtigkeit der Grabfunde besteht darin, daß sie uns Zeugnis ablegen von dem zu einer bestimmten Zeit vorhandenen Kulturzustand eines Volkes. Andererseits müssen wir immer berücksichtigen, daß beim Zustandekommen des Grabinhaltes eine bestimmte Absicht vorwaltete, und daß sich vielleicht in einzelnen steinzeitlichen Perioden eine Grabkeramik ausgebildet hatte, von welcher sich die Gebrauchskeramik mehr oder weniger unterschied. Auch ist es nicht ganz unmöglich, daß während anderer steinzeitlicher Epochen die Sitte bestand, die Toten ohne charakteristische Beigaben zu bestatten, so daß die Forschung hier eine Lücke finden würde.

Viel mehr Erfolg verspricht uns dagegen die genaue Erforschung der Wohnplatzfunde. Bei diesen waltet keinerlei Absicht vor. So wie sie der Zufall aus dem Leben herausgerissen hat, liegen die Kulturreste im Schoße der Erde eingebettet. Allerdings ist auch hierbei Vorsicht vonnöten. Die Erfahrung lehrt, daß in Wohnplätzen, welche lange Zeit hindurch bestanden

---

[1] W. Radimsky, Die neolithische Station von Butmir. Wien 1895.
[2] H. Schmidt, Tordos. Zeitschrift f. Ethnologie 1903.
[3] M. Vassits, Die neolithische Station Jablonica. Braunschweig 1902.
[4] A. Schliz, Das steinzeitliche Dorf Großgartach. Stuttgart 1901.
[5] C. Koehl, Festgabe z. 34. A. Vers. d. D. Anthropol. Ges. Worms 1903.

haben, Reste verschiedener steinzeitlicher Kulturkreise sich scheinbar nebeneinander finden. Nur genaueste Beobachtung und Untersuchung möglichst vieler Stellen kann uns hier Klarheit geben. Für diese schwierigere Arbeit wird aber der Forscher dadurch belohnt, daß sich ihm ungleich tiefere Einblicke ins Leben der steinzeitlichen Bevölkerung eröffnen, als ihm die Gräber jemals zu geben vermöchten.

Zum näheren Verständnis der Besiedelungsverhältnisse in neolithischer Zeit müssen wir kurz die gesamten steinzeitlichen Funde des in Frage kommenden Gebietes betrachten. Ich gebe daher zuerst einen kurzen Überblick über die neolithischen Funde der Leipziger Gegend, wende mich dann der Schilderung der neuentdeckten steinzeitlichen Wohnplätze zu und werde zum Schluß versuchen, die sich aus diesem Material ergebenden Folgerungen zu ziehen.

Die steinzeitlichen Funde der Leipziger Gegend.

Paläolithische Funde sind bis jetzt aus unserem Gebiet nicht bekannt geworden. Die nächstgelegenen Plätze, welche derartige Funde lieferten, sind die Lindenthaler Höhle bei Gera[1], sowie ein erst vor kurzem beschriebener Fundort in der Nähe von Gröbers bei Halle a. S.[2] Ausgeschlossen ist es natürlich nicht, daß auch hier noch derartige Funde zutage kommen werden; es ist dies sogar in gewissem Grade wahrscheinlich, da durch die Funde von Tierresten die Bewohnbarkeit unserer Gegend auch für die paläolithische Zeit nachgewiesen ist.[3]

Um so zahlreicher sind die Funde aus der neolithischen Periode. Wie schon in der Einleitung erwähnt, ist der Hauptgrund dieser intensiven neolithischen Besiedelung unserer Gegend in ihrer günstigen Lage zu suchen. Von zahlreichen Wasserläufen durchzogen und in ihren großen Waldungen ein reiches Tierleben bergend, mußte die Leipziger Tieflandbucht als lockendes Jagd- und Wohngebiet erscheinen. Die weiten Grasflächen der Flußauen boten dem Nomaden das günstigste Weideterrain für seine Herden und die großen, waldfreien Löß- und Lehmablagerungen auf den überschwemmungssicheren Hochufern in einer etwas späteren Zeit die Stellen zum Betrieb seines Ackerbaues.

Den besten Beweis für die intensive steinzeitliche Besiedelung unserer Gegend liefert die große Menge der Einzelfunde von Steinwerkzeugen. Im

[1] Liebe, Die Lindenthaler Hyänenhöhle. Gera.

[2] Wiegers, Neue Funde paläolithischer Artefakte. Zeitschr. f. Ethn. 1907. V. 721.

[3] Erst kürzlich erhielt ich durch Herrn Oberprimaner C. Seyfarth eine Unterkieferhälfte vom Höhlenlöwen aus der Sandgrube Lindenthal nördlich Leipzigs.

ganzen hat das den Raum unserer Kartenbeilage umfassende Gebiet bis jetzt weit über 2000 größere Steinartefakte geliefert. Diese Funde sind ziemlich häufig im südlichen Elster- und Pleißetal; das eigentliche Stadtgebiet Leipzigs hat trotz der hier obwaltenden ungünstigen Fundverhältnisse ebenfalls eine Anzahl geliefert; spärlich sind sie in dem an Flußläufen armen Osten und Norden, erstaunlich zahlreich dagegen in dem sich westlich von Leipzig erstreckenden Elster-Luppetal. Der Grund für die große Zahl steinzeitlicher Funde im Elster-Luppetal dürfte neben seiner Fruchtbarkeit und seinem Wildreichtum besonders auch in dem Umstand zu suchen sein, daß es als ein Bindeglied zwischen dem Saaletal und Thüringen einerseits und dem Mulden- und Elbtal andrerseits einen starken Bevölkerungsstrom an sich zog.

Ich kann im Rahmen dieser Arbeit nicht näher auf die Form und das Material dieser Unmenge von Steinartefakten eingehen, will vielmehr nur ganz kurz folgendes bemerken. Das zu den Steingeräten verwandte Material ist meist Amphibolschiefer, seltener Kieselschiefer oder Grauwacke. Der Form nach sind vertreten: Flachbeile, Breithacken, schlanke Meisel, Schuhleistenkeile, durchbohrte Hämmer und Äxte. Es unterliegt keinem Zweifel, daß fast sämtliche Artefakte in unserer Heimat hergestellt worden sind, und zwar aus Rohmaterial, welches man dem diluvialen Geschiebe entnahm. Diesen heimischen Ursprung beweisen uns zahlreiche Abfälle, halbfertige, angesägte und angebohrte Stücke, die uns bei Gelegenheit der Ansiedelungsfunde noch näher beschäftigen werden. Von größter Wichtigkeit ist ein bei Dölzig gehobener Depotfund der jüngeren Steinzeit, der neben einem ganz fertigen Stücke solche in verschiedenen Stadien der Bearbeitung, sowie auch Rohmaterial enthält. Daß es sich um einen absichtlich verborgenen Depotfund handelt, geht schon aus der Lage der Objekte hervor. Die fünf Gegenstände fanden sich sorgfältig neben- und übereinander gelegt knapp 1/2 m unter der jetzigen Oberfläche vor (Taf. 1). Es ist zunächst eine flache Schieferplatte von 21 cm Länge und 13 cm Breite, die von einem größeren Block abgespalten ist und sonst keine weiteren Spuren von Bearbeitung zeigt. Ferner finden wir zwei Flachbeile von 19 cm Länge, die erst im Rohschlag vollendet und noch nicht geschliffen sind. Das vierte Stück ist ein 31 cm langes, wohl zum Durchbohren bestimmtes Beil. An ihm bemerkt man auf beiden Seiten den Sägeschnitt; die dritte Seite ist beinahe vollständig geglättet, die vierte zeigt noch die rohe Bruchfläche. Das fünfte Stück dieses Fundes ist ein vollständig fertiges, durchbohrtes Beil, 35,5 cm lang, eines der größten und schönsten aus unserer Gegend. Wir haben danach folgende Fabrikationsstadien bei der Herstellung unserer Schieferartefakte zu unterscheiden: Spalten des



Tafel I. Depotfund von Steingeräten aus Klein-Dölzig.



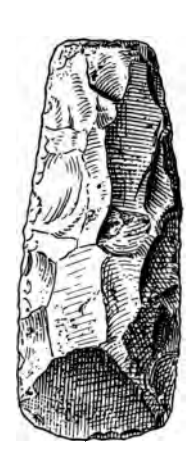
Blockes in tafelförmige Stücke, Zerlegen derselben mit der Schnur oder Feuersteinsäge in beilförmige Handstücke, Herausarbeitung der beabsichtigten Form durch Schleifen und Polieren, eventuelle Durchbohrung.

Den über 2000 großen Schieferartefakten, die unser Gebiet bis jetzt geliefert hat, stehen kaum ein Dutzend größerer Feuersteinartefakte gegenüber. Einige der schönsten, die sich in meiner Sammlung befinden, bilde ich mit Angabe der Fundorte hier ab. Es sind sämtlich Einzelfunde. Wir können wohl mit Bestimmtheit behaupten, daß sie nicht im Inland hergestellt, sondern aus dem an Feuerstein reichen Norden eingeführt sind.



Fig. 1. Feuersteinlanzenspitze. Dölzig.

Sehr groß ist dagegen die Menge kleiner Feuersteinmesser, Schaber, Bohrer und Pfeilspitzen, die, wie uns die zahlreichen Kernstücke und Abfälle beweisen, aus unserem heimischen Material hergestellt wurden. Wir



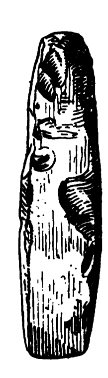



Fig. 2—5. Feuersteinbeile. Dölzig, Liebenau und Günthersdorf.

werden bei der Besprechung der Wohnplatzfunde eingehend darauf zurückkommen.

Es sei mir gestattet, bei dieser Gelegenheit auch einige Worte den in unserer Gegend angeblich nachgewiesenen Pfahlbauten zu widmen. Ich halte dies deshalb für angebracht, weil es sich einmal unzweifelhaft um prähistorische Anlagen handelt, die Nachrichten darüber aber in einer Vereinsschrift[1] vom Jahre 1872 enthalten und bis heute weiteren Kreisen unbekannt geblieben sind.

[1] Schriften des Vereins für die Geschichte Leipzigs, 1872, S. 68 u. 224.

Es wird da berichtet[1], daß 1832 bei Anlage eines Flußbettes zwischen Leipzig und Lindenau, 2 m unter dem heutigen Niveau ein Pfahlwerk bloßgelegt wurde; es bestand aus einem Rost von Eichenpfählen, auf denen in flachrunden Kerben wieder Schwellen und Plattstücke lagen. Sämtliche Pfähle waren ohne weitere Bearbeitung, nur zugespitzt und z. T. eingekerbt. Schon damals fiel das vollständige Fehlen von Nagellöchern oder Spuren von Nägeln auf. Zwischen den Pfählen fand sich ein Lager von Steinen und Scherben. Erhalten hat sich von diesem Funde nur eine Skizze der Pfahlkonstruktionen.

Im Jahre 1837 stieß man in der Hainstraße in Leipzig 12 Ellen tief auf Pfahlkonstruktionen[2], die man als Wasserbehälter (?) deutete. Dabei fanden sich Steinwaffen, Ringe aus hartgebranntem Ton und Werkzeuge.

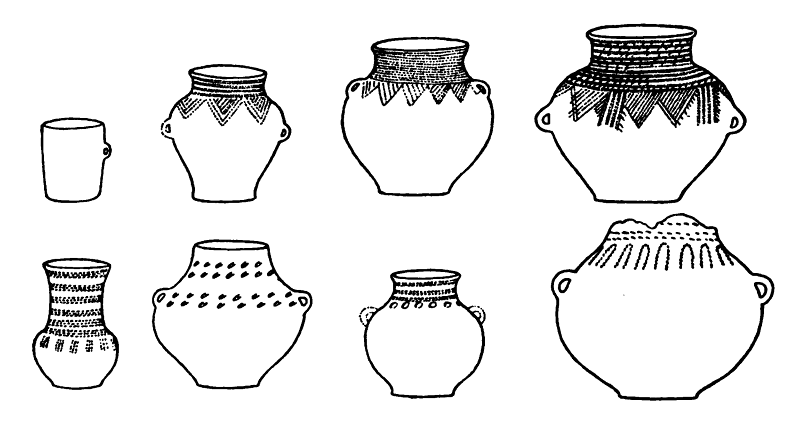


Fig. 6—9. Schnurverzierte Gefäße. Cröbern.
Fig. 10—13. Schnurverzierte Gefäße. Miltitz.

Besonders diese Tonringe kommen mir bemerkenswert vor, da sie sich als Standringe für Tongefäße, die mit einer Spitze enden, in vielen Pfahlbauten der Schweiz finden. Der Fund ging verloren.

Etwas besser unterrichtet sind wir über den dritten hierher gehörigen Fund, der 1873 bei der Anlage des Elster-Saalekanals gemacht wurde[3]. Hier kamen außer bearbeiteten Pfählen und Stämmen in einer Schicht, die Holzkohlen, Geweihe und zerschlagene Tierknochen enthielt, auch Steinartefakte, sowie Scherben zutage. Die Steinsachen waren: eine Steinaxt aus glimmerreichem Quarzit, eine durchbohrte Steinaxt aus Grauwacke,

---

[1] Schriften des Vereins für die Geschichte Leipzigs, 1872. Mothes, Die Elsterniederung in vorgeschichtlicher Zeit, S. 224.

[2] Ebendort. Reppin, Bodengestaltung Leipzigs S. 68.

[3] Ebendort. Mothes, S. 234—236. T. III.

ein Bruchstück eines Dioritbeiles. Die Scherben waren ohne Drehscheibe hergestellt; einige gehörten zu einem kesselförmigen Gefäß, eine war mit Wellenlinien (?) verziert. Von diesem Fund sind sämtliche Objekte erhalten[1], leider nur die Scherben nicht. Vielleicht, daß zukünftige Funde uns Aufschluß geben.

Zur Vervollständigung unsers Überblickes über die steinzeitlichen Funde der Leipziger Gegend haben wir noch die Grabfunde, sowie die Einzelfunde neolithischer Gefäße zu betrachten.

Gefäßfunde mit Schnurkeramik sind besonders in den letzten Jahren in stattlicher Anzahl gemacht worden. Die bedeutendsten Funde lieferte Cröbern[2] (südlich von Leipzig), wo ein größeres Gräberfeld bestanden zu haben scheint (Fig. 6—9). Es sei von diesem Ort ein Fund abgebildet, der 1902 gehoben wurde. Viel Ähnlichkeit damit nach Zahl und Art der Gefäße zeigt ein 1907 bei Miltitz (westlich von Leipzig) gehobener Fund (Fig. 10—13). Beide Male sind keine Skelettreste festgestellt worden, es wird aber berichtet, daß die Erde, die die Gefäße umgab, dunkel gefärbt

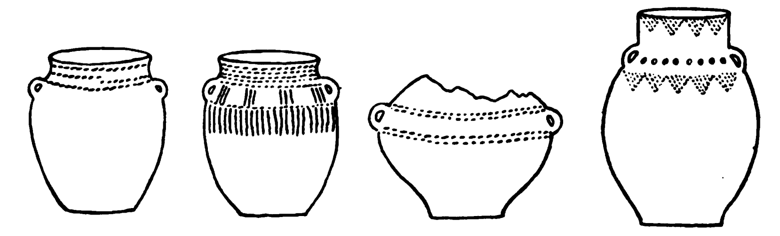


Fig. 14—17. Gefäße aus Dölkau, Machern und Günthersdorf.

war. Von anderen aus der hiesigen Gegend stammenden Gefäßen mit echter Schnurverzierung sind in Fig. 14—17 einige Vertreter abgebildet. Das aus Günthersdorf stammende Gefäß (Fig. 17) ist in doppelter Weise interessant. Einmal zeigt es neben der Schnurverzierung auch Tiefstichverzierung, andererseits sind sämtliche Ornamente weiß inkrustiert. Das Gefäß aus Machern (Fig. 15) hat neben der Schnur- auch Schnittverzierung aufzuweisen. Auch in seiner Form weicht dieses, sowie das danebenstehende Dölkauer Gefäß, bedeutend von der charakteristischen Amphorenform ab.

In allerjüngster Zeit ist durch das Leipziger Museum für Völkerkunde am Südfriedhof ein Fund schnurverzierter Gefäße gemacht worden. Eins

[1] Museum des Vereins für die Geschichte Leipzigs.

[2] Funde aus Cröbern befinden sich in den Museen zu Berlin, Dresden, Leipzig (Völkermuseum und Sammlung des Vereins für die Geschichte Leipzigs). Eine Anzahl sind verschleppt, so wurden 1896 elf Gefäße gefunden und an einen Händler verkauft.

derselben ist weiß inkrustiert, ein mitgefundenes Steinbeil hat eine axtartig verlängerte Schneide. Skelettreste wurden auch bei diesem Funde nicht beobachtet.

Endlich haben sich fünf auf dem Höhenzuge des Bienitzwaldes, westlich von Leipzig gelegene Hügelgräber als steinzeitlich erwiesen. Die von Herrn Hofrat Prof. Dr. Deichmüller, Dresden, im Dienste der Inventarisierung der sächsischen vorgeschichtlichen Altertümer ausgeführte Untersuchung eines derselben hat schnurverzierte Gefäße, sowie ein facettiertes Steinbeil zutage gefördert.

Wir wenden uns nun einer Gruppe von Gefäßen zu, die in ihrer Form dem Haupttypus der soeben besprochenen sehr ähnlich sind, in der Verzierungsweise aber stark davon abweichen.

Das Gefäß aus Groß-Dalzig (Fig. 18) zeigt ein fiederartiges Ornament, gekerbte Tonleisten und mit Einschnitten verzierten Rand. Es gehört übrigens zu einem sicher beglaubigten Grabfunde[1] mit hockendem Skelett

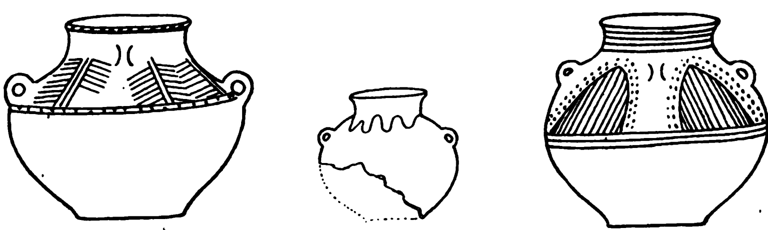


Fig. 18—20. Gefäße aus Groß-Dalzig und Klein-Dölzig.

und Beigaben. Das Dalziger Gefäß hat vier Henkel in verschiedenen Höhenlagen. Dieselbe Zahl finden wir bei dem größeren Gefäß von Dölzig (Fig. 20). Dies zeigt eine ganz eigenartige Verzierungsweise. Es wurde zusammen mit einem kleineren Gefäß (Fig. 19), das als einzige Verzierung eine sehr unregelmäßige Wellenlinie trägt, ohne weitere Beigaben und ohne Skelettreste aufgefunden. Diese drei Gefäße kommen in ihrer Form denen mit echter Schnurverzierung sehr nahe, zeichnen sich aber durch eine von den genannten vollständig abweichende Verzierungsweise aus.

Die Kugelflasche, die für Sachsen auch in der Elbgegend nachgewiesen ist, fehlt auch in unserer Gegend nicht ganz. Funde von Kugelflaschen sind im Süden von Leipzig bei Cröbern[2] und bei Rötha[3] nachgewiesen. Die zwei Hauptgefäßformen dieses Typus, die Kugelflasche und

[1] Deichmüller, Sachsens vorgeschichtliche Zeit, S. 31.

[2] Im Museum zu Dresden.

[3] Prähistorische Abteilung des Museums für Völkerkunde, Leipzig, Sammlung Bernhardt.

der weitgeöffnete, terrinenartige Topf lassen in ihrer eigenartigen Durchbildung keinen Zweifel, daß wir es hier mit einer eigenen Bevölkerungsgruppe zu tun haben. Andererseits ist die Ornamentik dieser Gefäße, wie die aller bisher besprochenen Gruppen, dem alteuropäischen Stile zuzurechnen. Nach der Spärlichkeit der Funde zu urteilen, scheint der Aufenthalt der Vertreter dieser Gruppe in unserer Heimat kein allzulanger gewesen zu sein.

Einem ziemlich jungen Abschnitte des Neolithikums dürften die Gefäße Fig. 21—23 zuzuweisen sein. Die beiden aus Altranstädt stammenden (Fig. 21 und 22) lagen bei zwei hockenden Skeletten. Das Gefäß Fig. 23 bildete die einzige Beigabe eines Skelettgrabes von Günthersdorf. Die Leiche war ausgestreckt beigesetzt, ihr zur Seite lagen die geringen Knochenreste eines Kindes. Der Schädel des Erwachsenen zeigt eine Auftreibung, die, wie Herr Dr. E. Jäger zu bestimmen die Güte hatte, von einer verheilten Verletzung herrührt.

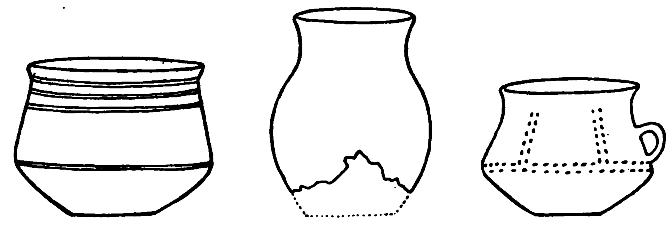


Fig. 21—23. Gefäße aus Altranstädt und Günthersdorf.

Die scharfgebrochenen Profile dieser Gefäße, sowie die Henkelstellung des einen, weisen auf Ähnlichkeit mit dem sogenannten Aunjetitzer Typus hin, der in einen sehr jungen Abschnitt der neolithischen Periode versetzt wird.[1]

Merkwürdigerweise fehlen in unserem Gebiete vollständig Gräber mit Gefäßen der Spiral-Mäander-Keramik. Es muß dies um so sonderbarer erscheinen, als gerade die Scherben dieser Verzierungsweise in den meisten unserer Steinzeitstationen überaus zahlreich vertreten sind. Es scheint tatsächlich bei uns während dieser Periode teilweise die Sitte bestanden zu haben, die Toten ohne charakteristische Beigaben zu beerdigen. Wir werden auf diese Fragen nochmals bei Gelegenheit der Wohnplatzfunde zu sprechen kommen, deren eingehender Schilderung wir uns nun zuwenden.

---

[1] Herr Hofrat Prof. Dr. Deichmüller teilt mir mit, daß er gleiche tassenartige Gefäße aus Pegau und Wiederau, andere Aunjetitzer Typen von Döbeln, Riesa und Meißen kennt.

Die steinzeitlichen Wohnplätze der Leipziger Gegend.

Bei der Beschreibung der Wohnplatzfunde der Leigziger Gegend werde ich mich besonders mit denen im Norden und Westen beschäftigen, die ich selbst festgestellt und eingehend untersucht habe. Die südlich von Leipzig gelegenen Siedelungsplätze von Pegau und Borna sind schon seit längerer Zeit untersucht und auch beschrieben worden.[1] Ich werde sie nur insoweit erwähnen, als es zur Besprechung meiner eigenen Funde nötig ist.

Diese eben erwähnten steinzeitlichen Ansiedelungsfunde waren bis vor ungefähr acht Jahren die einzigen, die man aus unserer Gegend, ja aus ganz Westsachsen kannte. Die sich mehr und mehr vergrößernde Zahl der steinzeitlichen Gerätefunde im Elster-Luppetal westlich von Leipzig, sowie die Funde ganzer neolithischer Gefäße mußten uns eine dringende Veranlassung sein, gerade hier nach steinzeitlichen Wohnplätzen zu suchen. Allerdings geraume Zeit umsonst. Die Hochufer des Tales lieferten wohl Reste prähistorischer Besiedelung, diese gehörten aber der Bronze- und Eisenzeit, in der Hauptsache aber der slavischen Periode an.

A. Steinzeitliche Siedelungsreste im Elster-Luppetal.

Die ersten Siedelungsreste steinzeitlichen Charakters kamen in den nördlich vom Bienitzwalde[2] gelegenen Lehmgruben zutage. Die Gruben waren schon längst als Fundstätten zahlreicher Steinwerkzeuge bekannt. Diese Steingeräte sind meist zerbrochen oder stark abgenützt, so daß man wohl vermuten konnte, daß es sich um den Nachlaß menschlicher Wohnstätten handelte, und wirklich fanden sich in den frisch abgestochenen Lehmwänden dunkle Streifen, die alte Kulturschichten darstellten. Die schwarze Färbung rührt daher, daß der Lehm stark mit Holzasche durchsetzt ist. Knochen, wie man sie sonst als Speisereste zahlreich in den Herdstellen findet, wurden fast gar nicht konstatiert, kaum einige schlecht erhaltene Tierzähne. Dies hat wohl seinen Grund in der feuchten, moorigen Beschaffenheit des Bodens, wodurch die Knochen vollständig zersetzt wurden. Dagegen waren öfters große Geweihstücke vom Hirsch erhalten, denen z. T. noch Stücke des Schädels anhafteten; sie können also nicht abgeworfen sondern müssen von Menschen heruntergeschlagen worden sein. Außer den zahlreichen Steingeräten kamen nun auch, allerdings ziemlich spärlich, Scherben von Tongefäßen zutage. Diese gehören sämtlich Gebrauchsgefäßen

[1] Grössel, Wiss. Beilage der Leipziger Zeitung 1901, Nr. 10, S. 39.
[2] Siehe Kartenbeilage.

an. Sie sind aus grobem Ton hergestellt, starkwandig, von roter bis rotgelber Farbe und unverziert. Ein einziges Fragment zeigt am oberen Rande eine Reihe von Fingereindrücken, eine Verzierungsweise, die nicht für eine bestimmte Periode charakteristisch, sondern vielen eigen ist.

Ein Bruchstück eines ziemlich großen Gefäßes mit rundlichem Unterteil zeigt große Warzenansätze. Interessant ist aber für uns ein sehr großes Gefäß, dessen Gestalt sich ziemlich sicher rekonstruieren läßt und von dem Fig. 24 ein großes Bruchstück darstellt. Dieses Fragment besitzt zwei nicht weit voneinander entfernte Henkel und läßt es als sicher erscheinen, daß das ganze Gefäß vier oder sechs Henkel hatte. Seiner bauchigen Form nach kann es sehr wohl der sogenannten Amphora geähnelt haben. Besonders wichtig für die Datierung des Fundes ist die eigentümliche Henkelstellung. Gerade die Schnurkeramikkultur und die mit ihr verwandten übrigen alteuropäischen Kulturkreise verwenden mit Vorliebe vier und noch mehr in meist gleichmäßigen Abständen um das Gefäß gruppierte Henkel. Wir können deshalb mit großer Wahrscheinlichkeit diese Siedelungsfunde in den älteren Abschnitt des Neolithikums verweisen. Damit stimmt auch aufs beste überein, daß in diesen Kulturschichten nicht die kleinste Scherbe mit Spiral-Mäander-Keramik, die sich in so vielen steinzeitlichen Wohnplätzen in Unmengen findet, zutage gekommen ist. Es fehlt also hier das für einen jüngeren Abschnitt des Neolithikums charakteristische Scherbenmaterial. Ferner zeugen die Kulturschichten von nur vorübergehender, kurzer Anwesenheit des Menschen. Es sind nie eigentliche Wohngruben, nur flache Ascheschichten von 10—25 cm Durchmesser. Die Gefäßscherben sind, wie schon erwähnt, äußerst spärlich. Unser Endurteil darf nach all diesem lauten: Es handelt sich hier um flüchtige Wohn- und Kochplätze eines Jäger- oder Nomadenvolkes, dessen Existenz in die ältere Zeit des Neolithikums fällt.

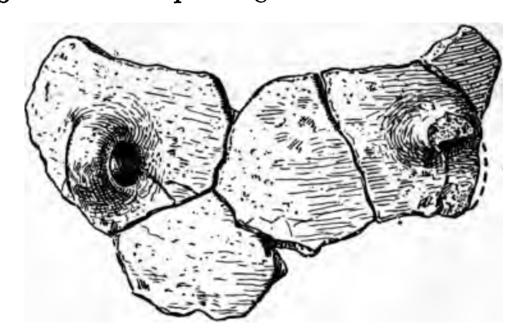


Fig. 24. Gefäßfragment. Elsteraue.

B. Die steinzeitliche Station Günthersdorf.

Nur wenige Kilometer westlich der eben besprochenen Fundstelle liegt der Ort Günthersdorf. Während sich aber die vorerwähnten, flüchtigen Wohnreste im Elster-Luppetal, also in der allen Überschwemmungen aus-

gesetzten Niederung befinden, liegt die jetzt zu besprechende Siedelung etwas abseits vom Talrande auf der sicheren Hochebene. In und um Günthersdorf birgt der Boden allenthalben Zeugnisse reger prähistorischer Besiedelung. An drei Stellen ist er durch Sandgruben angeschnitten, und alle drei Einschnitte haben reiches Fundmaterial geliefert. Die 1 km östlich vom Dorfe gelegene gräflich Hohenthalsche Sandgrube bietet in der Hauptsache bronzezeitliche und slavische[1] Kulturschichten. Diese starke nachneolithische Besiedelung hat die steinzeitlichen Reste ziemlich verwischt. Doch fanden sich auch hier Dioritbeilchen, Meisel, Feuersteinmesser, ferner ein kleines Scherbchen mit Schnurornament. Allerdings muß dahingestellt bleiben, ob es sich hier um einen echten Herdstellenfund handelt. Die zweite Fundstätte ist die Gemeindesandgrube im Orte Günthersdorf selbst. Hier fanden sich sehr schöne steinzeitliche Herdstellen, die fast ausschließlich Spiral-Mäander-Keramik enthielten. Eine genauere Untersuchung dieser wichtige Ergebnisse versprechenden Örtlichkeit war aber bis jetzt noch nicht möglich, weshalb wir uns der dritten und bedeutendsten Günthersdorfer Fundstätte zuwenden.

Diese liegt auf dem höchsten Punkte der Bodenerhebung, dicht am Abfall zu einem Seitentälchen der Elster, dessen Wasserreichtum jetzt zu einem Teiche aufgestaut wird. Der Blick beherrscht ein weites Gebiet; er schweift von Schkeuditz im Norden bis in die Gegend von Markranstädt und Lützen im Süden, von der Leipziger Gegend im Osten bis zu den Türmen Merseburgs im Westen. Eine solche Örtlichkeit mußte geradezu zur Besiedelung herausfordern, und in der Tat stieß man, als vor drei Jahren hier eine Sandgrube angelegt wurde, sofort auf zahlreiche vorgeschichtliche Reste. Eine breite Kulturschicht bedeckt unter der Ackererde den Boden. Ihre Stärke beträgt im Durchschnitt $^1/_2$—$^3/_4$ m. Von ihr aus reichen zahlreiche Herdstellen von $1^1/_2$—2 m Tiefe in den sandigen Untergrund hinab. Die größte derselben, die von mir eingehend untersucht wurde, ist in Fig. 25 dargestellt. Sie enthielt auch die interessantesten Funde. Ich will aber ausdrücklich

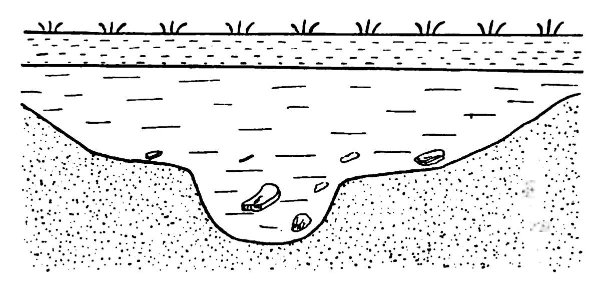


Fig. 25. Wohngrube Günthersdorf.

[1] Diese Sandgrube heißt noch heute im Volke „Köckertz oder Köckeritz", einer der wenigen Fälle, in denen sich der Name der längst wüsten slavischen Ansiedelung erhalten hat.

bemerken, daß auch der Inhalt der übrigen Herdstellen dieser Station sich in nichts von der ersteren unterschied, und daß keinerlei Funde gemacht wurden, die späteren vorgeschichtlichen Perioden zuzuweisen wären, die ganze Ansiedelung demnach rein steinzeitlichen Charakter trägt.

Die große Herdstelle hat einen Durchmesser von 3,5 m und ungefähr kreisförmigen Umriß. Wir erkennen deutlich die Wohngrube, in deren Mitte die eigentliche Herdgrube angelegt ist. Interessant, weil in unserer Gegend nicht allzuhäufig beobachtet, ist der Umstand, daß von der Ostseite her ein vertiefter, grabenartiger Gang sanft absteigend nach dem Mittelpunkt der Anlage zuführt. Über die Beschaffenheit des Oberbaues der Hütte geben uns zahlreiche Stücke hartgebrannten Lehmbewurfs mit Abdrücken von Holzwerk Aufschluß (Fig. 26). Die Anlage enthielt zahlreiche Reste neolithischer Kultur.

Das Scherbenmaterial war gerade in dieser Herdstelle besonders reich vorhanden. Vertreter der verschiedensten neolithischen Kulturkreise ließen sich hier durch die Ornamentik nachweisen, ohne daß uns ihre Lagerung die Möglichkeit gegeben hätte, die Herdstelle nach ihrem Inhalt in zeitlich getrennte Schichten zu zerlegen. Die wichtigsten der in dieser Wohngrube nachgewiesenen verzierten Scherben habe ich auf Tafel II vereinigt.

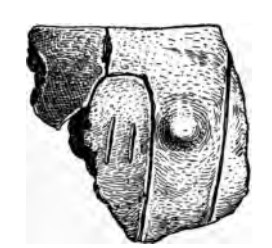


Fig. 26. Hüttenbewurf. Günthersdorf.

Unser größtes Interesse beanspruchen die beiden Stücke (Taf. II, Fig. 1, 2), die Schnurverzierung tragen. Daß sie wirklich aus dieser Herdstelle stammen, ist zweifellos. Die Kleinheit der Scherben, sowie der Umstand, daß nur diese geringen Reste gefunden wurden, spricht auch gegen die Möglichkeit, daß es sich um zufällig in die Kulturschicht hineingeratene Grabgefäße handeln könnte. Wir dürfen daher mit ziemlicher Sicherheit behaupten, daß in der neolithischen Ansiedelung von Günthersdorf Schnurkeramik in der Herdstelle nachgewiesen ist.

Aber auch das übrige Scherbenmaterial bietet viel des Interessanten. Zunächst finden wir viele Ornamente, die alteuropäischen Charakter tragen. Es sind Zick-Zack = (Taf. II, Fig. 3), Schachbrett = (Taf. II, Fig. 4), Fischgräten = (Taf. II, Fig. 6) und Rhombenmuster (Taf. II, Fig. 7). Ein Gefäß (Taf. II, Fig. 5) zeigt durch kurze Schnureindrücke gebildete, auf der Spitze stehende Rechtecke, die schachbrettartig angeordnet sind. Sie trugen weiße Ausfüllung, wie noch vorhandene Reste zeigen. Auch Randstücke, die durch Kerbschnitt verziert sind, kommen vor (Taf. II, Fig. 12). Zahl-

reich ist die Stichkeramik vertreten. Zum Teil zeigt sie noch sehr altertümliche Muster, (Tiefstichtechnik, Taf. II, Fig. 14), andererseits finden wir eine Verzierungsweise vertreten, die uns noch öfter bei den steinzeitlichen Stationen begegnen wird. Es sind Scherben von hellgelber bis weißer Farbe, die mit fein eingestochenen Band- oder Guirlandenmustern verziert sind (Taf. II, Fig. 8, 11, 13). Wir werden später darauf, sowie auf das gesamte weitere Scherbenmaterial noch zurückkommen. Um unsere Aufzählung vollständig zu machen, müssen wir noch eine wichtige Kategorie hier vertretener Scherben erwähnen, solche der Spiral-Mäander-Keramik. Zwei schöne Exemplare bilde ich (Fig. 27, 28) ab. Wir haben also durch die Ornamentik des Scherbenmaterials mindestens vier verschiedene neolithische Gruppen in einer Herdstelle vermischt hier nachgewiesen; die Schnurkeramik, die ebenfalls alteuropäische nordische Keramik, die Stichbandkeramik und die Linear- oder Spiral-Mäander-Keramik. Man kann aber auch sechs Gruppen unterscheiden, wenn man die Stichbandkeramik auf Grund unseres Materials in eine ältere und jüngere trennt, und aus den alteuropäische Dekorationsweise zeigenden Scherben die (Taf. II, Fig. 7) heraushebt, die nach analogen Gefäßfunden der Gruppe der Kugelflaschen zuzuweisen sind.



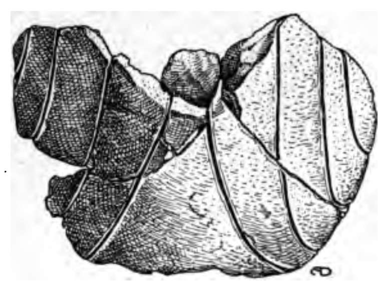
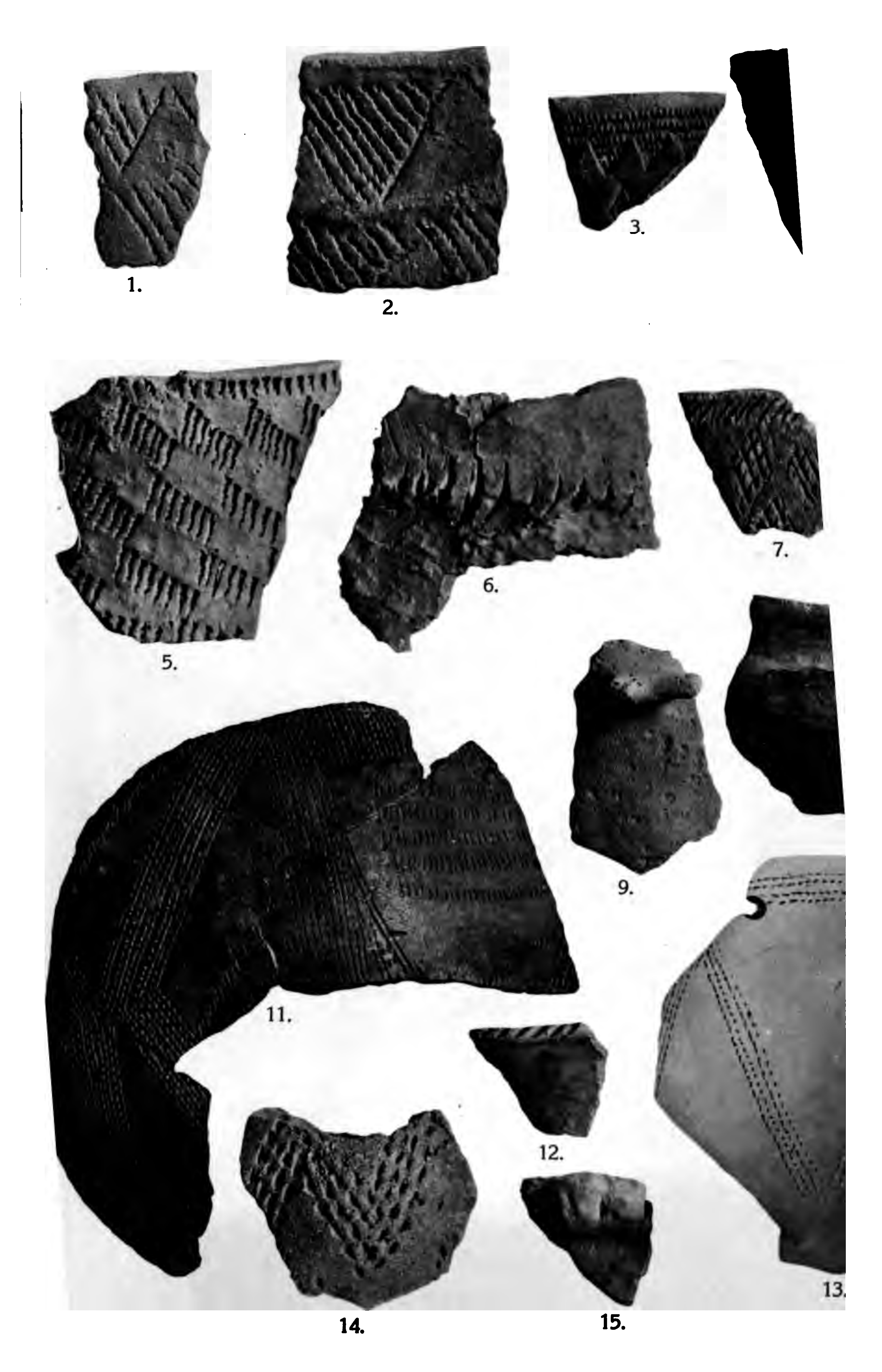


Fig. 27 u. 28. Scherben der Spiral-Mäander-Keramik. Günthersdorf.

Es wurde schon erwähnt, daß es unmöglich war, aus der Lagerung der Reste zueinander irgendwelche Schlüsse zu ziehen; es war infolge der langandauernden Besiedelung alles durchwühlt.

Scherben späterer prähistorischer Perioden fehlten in dieser ganzen Fundstelle vollständig. Die Spiral-Mäander-Keramik war spärlicher vertreten, als dies sonst in den meisten steinzeitlichen Niederlassungen unserer Heimat der Fall ist. Die Scherben dieser Art waren in den oberen Schichten zahlreicher, aber auch hier zuweilen mit älteren Scherben vergesellschaftet.

Erwähnenswert ist noch eine in bezug auf die Lagerung der Scherben gemachte Beobachtung. Ich grub selbst in der freigelegten Herdstellenwand und fand in ihrer oberen Schicht die Bruchstücke eines Gefäßes der Spiral-Mäander-Keramik, die sich zu einem beträchtlichen Gefäßrest zusammensetzen ließen (Fig. 28). Die vier zusammengehörigen Bruchstücke,



Tafel II. Neolithische Scherben von Günthersdorf.

die zweifellos alte Bruchflächen zeigten, lagen knapp 10 cm unter der die Herdstelle überdeckenden Humusschicht auf einem Raum von der Größe eines Suppentellers beieinander. Dieses Zusammenliegen der Scherben eines Gefäßes beweißt uns, daß die Herdstelle, nachdem die Scherben in ihre Aschenschicht hineingelangt waren, nicht mehr lange benutzt worden sein kann. Wir haben hier also eine Bestätigung der Theorie, welche die Spiral-Mäander-Keramik in einen jüngeren Abschnitt der neolithischen Periode versetzt. Alle weiteren Versuche einer chronologischen Gliederung des Scherbenmaterials dieser Ansiedelung müssen wir uns für den dritten Teil unserer Arbeit vorbehalten.

Die größeren Gebrauchsgefäße dieser Fundstätte sind meist nur in so zertrümmertem Zustande erhalten, daß sich über ihre Form nichts Bestimmtes sagen läßt. Große Henkel sind selten, dagegen finden sich etwas häufiger Warzenansätze. Bei den kleinen und mittelgroßen Gefäßen treffen wir ebenfalls Ansätze (Taf. II, Fig. 9), röhrenförmig durchbohrte Henkel (Taf. II, Fig. 15) und auch die bekannte steinzeitliche Form des nasenartigen nach oben gebogenen Ansatzes, der vertikal durchbohrt ist (Taf. II, Fig. 10).

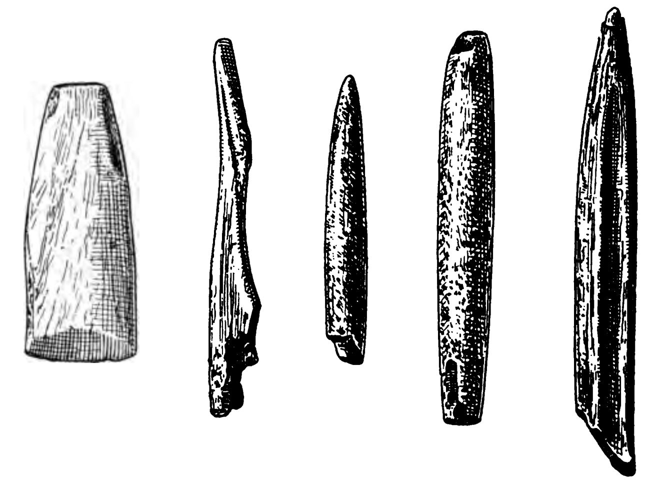


Fig. 29—33. Knochenwerkzeuge. Günthersdorf.

Unter dem übrigen Inventar dieser Fundstätte beanspruchen die zahlreich aufgefundenen Knochenwerkzeuge unser besonderes Interesse. In unserer Gegend finden sich solche nicht allzuoft in neolithischen Herdstellen erhalten, was wohl an dem umgebenden Erdreich liegt. Vielleicht hat in unserem Falle der Sandboden, in dem die Herdstellen eingebettet sind, die günstige Erhaltung gefördert.

In mehreren Exemplaren fanden sich aus Röhrenknochen herausgeschnittene, meiselartige Geräte (Fig. 29) ferner ein pfriemenartiges Werkzeug (Fig. 30), dann walzenartige Körper, die in eine Spitze auslaufen (Fig. 31 und 33). Derartige Geräte waren in sehr verschiedenen Größen vertreten. Das kleinste ist nicht größer als eine Stecknadel und vielleicht als Pfeilspitze zu deuten, während die beiden abgebildeten vielleicht als Spitzen von Wurflanzen anzusprechen sind. Das an beiden Enden stumpfe

Knochenwerkzeug (Fig. 32) ist schwer zu deuten, vielleicht diente es als Instrument zum Netzestricken oder Flechten. Aus Hirschgeweih ist ein starkes Endstück vorhanden, das eine tiefe Einbohrung zeigt (Fig. 34). Auch sonst fanden sich mehrfach Reste von Hirschgeweihen, eines davon noch mit anhaftendem Schädelrest. Wie die Funde auch in anderen steinzeitlichen Niederlassungen unserer Heimat bezeugen, muß der Hirsch in neolithischer Zeit hier sehr zahlreich vorgekommen und eines der wichtigsten Jagdtiere gewesen sein.



Fig. 34. Bearbeitetes Hirschgeweih. Günthersdorf.

Zahlreich sind die in der Günthersdorfer steinzeitlichen Ansiedelung nachgewiesenen Steinwerkzeuge. Schaber und Messer aus Feuerstein wurden reichlich benutzt (Fig. 36—39) und, wie uns mehrere aufgefundene Kernstücke (Fig. 35) beweisen, an Ort und Stelle selbst verfertigt. Häufig finden sich auch die Geräte aus Amphibolit und verwandten Schieferarten. Dieses Material hat man besonders zur Herstellung größerer Werkzeuge benutzt.

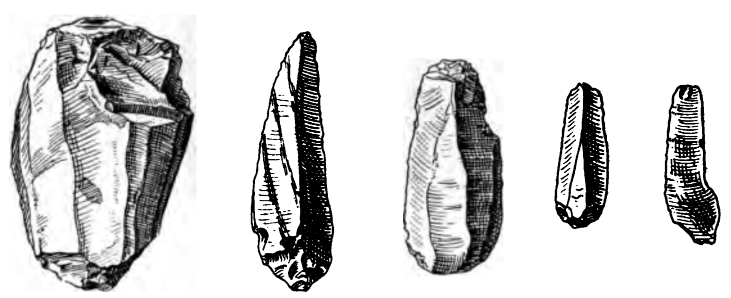


Fig. 35—39. Feuersteingeräte. Günthersdorf.

Auch alle diese Geräte wurden von den Bewohnern unserer Ansiedelung selbst erzeugt. Dies ersehen wir aus den mehrfach gefundenen Abfällen, aus angesägten und halbfertigen Stücken.

Ein solches Abfallstück ist unter Fig. 40, 41 dargestellt. Wie der Querschnitt deutlich zeigt, ist der Stein von zwei Seiten angesägt und dann abgesprengt worden. Ein im Stielloch abgebrochenes Beil gibt Fig. 42 wieder. Ein starkes Beil, welches vielleicht noch durchbohrt werden sollte, ist in Fig. 43, 44 abgebildet. Funde von größeren Schieferartefakten sind auch auf den angrenzenden Feldern häufig gemacht worden, so daß wir nicht daran zweifeln dürfen, es hier mit einem reichbesetzten Wohngebiete der jüngeren Steinzeit zu tun zu haben.

Das übrige Inventar jener Ansiedelung ist mit wenigen Worten zu erledigen. Es fehlen nicht die großen Reibplatten aus Sandstein, Klopf-, Quetsch- und Reibsteine aus Feuerstein, Granit und Porpyhr. Als interessant erwähne ich eine polierte Steinscheibe von 7 cm Durchmesser und 2 cm Dicke, welche vielleicht als Anhänger gedient hat. Zu gleichem Zwecke fand wohl auch eine durchbohrte Tonscheibe von der Größe eines Fünfmarkstückes Verwendung.

Mit wenig Worten möchte ich noch auf die steinzeitlichen Gräber zurückkommen, welche bis jetzt in der Nähe dieser Stätte bloßgelegt wurden. Als Grabgefäß ist höchstwahrscheinlich das unter Fig. 17 abgebildete zu deuten. Es wurde kaum einen Meter von der großen Herdstelle ent-

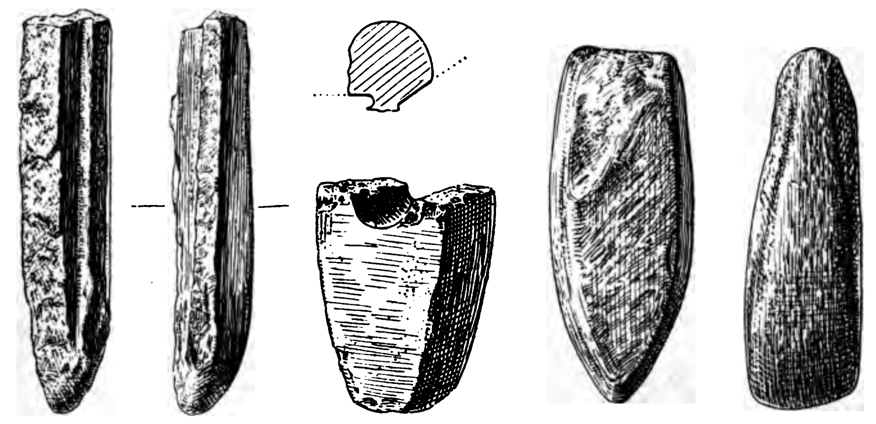


Fig. 40—44. Größere Steinartefakte. Günthersdorf.

fernt aufgefunden. Skelettreste wurden dabei nicht beobachtet. Es zeigt echte Schnurverzierung, die aber mit weißer Masse ausgefüllt ist. Die Oberfläche des Gefäßes ist geglättet und hat hellblaugraue Farbe. Das Ornamentmotiv sind hängende Dreiecke. Dort, wo sich an dem bauchigen Teil des Gefäßes der aufsteigende Hals ansetzt, zieht sich eine aus tiefen, weiß ausgefüllten Stichen gebildete Linie um das Gefäß. Wir haben hier also eine Vereinigung von Schnur- und Stichtechnik, während wir bei dem Gefäß Nr. 15 aus Machern Schnur- und Schnitttechnik zusammenfinden, ein Hinweis darauf, daß sich eine strenge Trennung nicht immer durchführen läßt.

Ungefähr 100 m von dem Fundort des ersten schnurverzierten Günthersdorfer Gefäßes wurde bei einem Hausneubau ein zweites gefunden. Dieses (Fig. 16) zeigt Schnurverzierung ohne weiße Ausfüllung. Skelettreste wurden auch hier nicht beobachtet.

Zum Schluß sei noch auf das Seite 9 näher besprochene Skelettgrab in unmittelbarer Nähe der Günthersdorfer Ansiedelung hingewiesen, dessen ganz erhaltenes Gefäß (Fig. 23) abgebildet ist.

C. Die steinzeitliche Station von Möritzsch.

Nur zwei Kilometer von den Günthersdorfer Fundstätten entfernt ist die Lage dieser Ansiedelung eine ganz ähnliche. Nicht weit vom Rande des Elster-Luppetales liegt sie auf einer freien Überblick gewährenden Terrainwelle. Nur wenige Quadratmeter wurden untersucht, und doch sind die Funde sehr interessant und wichtig. Zunächst wurde wieder eine starke

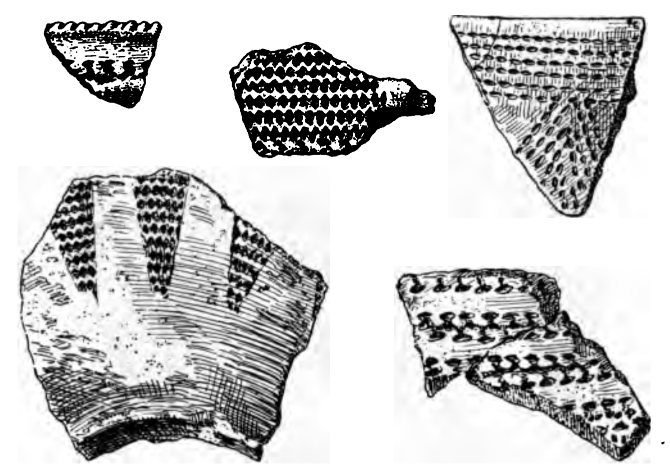


Fig. 45—49. Gefäßscherben aus Möritzsch.

Kulturschicht mit einzelnen vertieften Herdgruben konstatiert, die allerdings dadurch vielfach gestört ist, daß die Gefäße eines La Tène-Gräberfeldes in sie hineingesenkt sind.

Das aus der steinzeitlichen Schicht gehobene Scherbenmaterial zeigt zum Teil sehr altertümliche Verzierungsweisen (Fig. 45—49). Wir finden Tiefstichtechnik, langschenklige, mit tiefeingestochenen Zick-Zack-Parallelen ausgefüllte Dreiecke, mit Einkerbungen verziertem Rand und auch die handwerksmäßigen Erzeugnisse der Winkelband- oder Stichbandkeramik, welche sich in nichts von den Günthersdorfer Stücken unterscheiden. Am wichtigsten ist aber für uns, daß die Spiral-Mäander-Keramik in dieser Ansiedelung vollständig fehlt.

Über das sonstige Inventar, welches hier zutage kam, kann ich mich kurz fassen. Reib- und Schlagsteine, Feuersteinmesser, ein starkes Hirsch-

geweihstück, ein Schieferstück mit Sägeschnitt, gebrannter Lehm, kurz, der übliche Inhalt. Nur ein Stück will ich kurz erwähnen. Es ist ein Flußgeschiebe von 27 cm Länge (Fig. 50). Wie aber zahlreiche Schlagmarken beweisen, ist es ebenfalls als Werkzeug verwendet worden. So mögen die zungen- oder beilähnlichen Geschiebe, die man zuweilen in Herdstellen

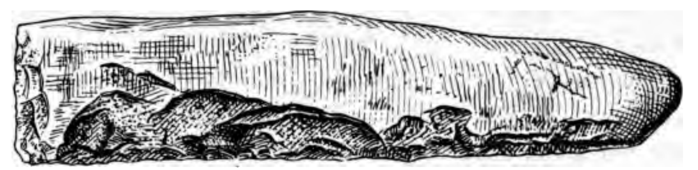


Fig. 50. Beilartiges Geschiebe. Möritzsch.

findet, zu ähnlichen Zwecken dahingetragen worden sein. Auch diese Ansiedelung lieferte uns ein wohl gleichzeitiges Grab, dessen eigenartige Anlage und Inhalt ich gleich näher beschreiben will.

Wie ich schon erwähnte, sind in die reichlich 1 m starke steinzeitliche Kulturschicht die Urnengräber eines La Tène-Grabfeldes eingebettet.[1] Dieselben sind nur $1/2$ m tief, erreichen also nie die Sohle der alten Ansiedelung. An einem Sonntag im Jahre 1906 grub ich selbst mit zwei Leuten in dem untersten Teil der steinzeitlichen Kulturschicht, die durch den Sandgrubenbetrieb frisch angeschnitten war. Unmittelbar auf dem Sande stieß ich auf das Skelett eines Kindes. Es lag in hockender Stellung auf der linken Seite, mit dem Gesicht nach Osten gewandt. Die Körperrichtung war genau von Süd nach Nord. Rechts vom Rumpfe lag die schön gearbeitete, durchbohrte Steinaxt Fig. 51, links ein Flachbeil, beide aus Schiefer. In der Nähe des Halses lag ein Span aus schmutziggrauem Feuerstein. Um das Skelett waren vier kopfgroße Steine gesetzt gewesen, von denen ich drei noch an Ort und Stelle fand, während der vierte wohl bereits beim Sandstechen beseitigt war. Der ganze Fund wurde auf das genaueste beobachtet. Die darüberliegende steinzeitliche Kulturschicht zeigte keine Spur einer späteren Durchwühlung. Analoge Funde aus anderen neolithischen Ansiedelungen sind bis jetzt noch nicht bekannt geworden.



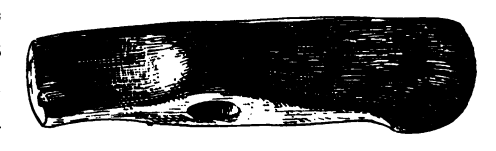


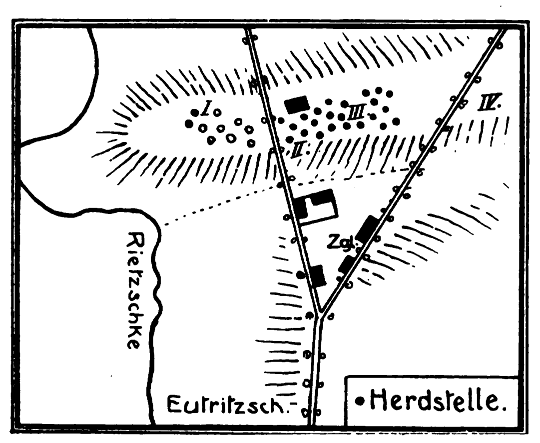
Fig. 51. Steinaxt, Hockergrab. Möritzsch.

[1] Cf. K. Jacob, Die La Tène-Funde der Leipziger Gegend. Jahrb. d. Mus. f. Völkerk. II 1907.

H. Schmidt schildert[1], daß in „Kurganen“ Turkestans oft liegende Hocker, und zwar Kinderskelette, in der Regel im Zusammenhange mit Herd- oder Feuerstellen aufgefunden wurden. Er sagt, „jedenfalls darf es als erwiesen gelten, daß die Bewohner der Hügel während der ersten Epochen an der Sitte festgehalten haben, ihre Kinder innerhalb der Wohnungen zu begraben“. An eine ähnliche Sitte möchte man hier denken, obwohl bisher derartige Funde aus Europa nicht bekannt geworden sind.[2] Jedenfalls ist dieser Fund interessant und zugleich ein Beleg dafür, wie gerade der steinzeitliche Abschnitt der Vorgeschichte unseres Geschlechts uns immer neue Probleme zu den alten, noch ungelösten darbietet. Erwähnen will ich, daß das mitgefundene Steinbeil mit verlängerter Schneide für unsere Gegend selten, im Norden dagegen sehr heimisch ist.

D. Die steinzeitliche Station von Leipzig-Eutritzsch.

Wir wenden uns nun der letzten und zugleich größten und wichtigsten Station, der von Leipzig-Eutritzsch zu. Ihre Lage ist wiederum die für beinahe alle prähistorischen Ansiedelungen charakteristische. Die Ansiedelung von Eutritzsch zieht sich den Rücken einer von West nach Ost streichenden Terrainwelle entlang, die einen weiten Überblick über das umliegende Gelände gewährt. Im Westen wird sie in weitem Bogen vom Rietzschkebach umflossen, nördlich schließt sie ein Arm des Baches ab, welcher allerdings mehr und mehr versiegt, ein Schicksal, dem ein früher die Bodenwelle im Süden begrenzender Arm bereits verfallen ist. In prähistorischer Zeit war aber diese Stätte sicher auf drei Seiten von fließendem Wasser umgeben.



Lageplan der neolithischen Station Leipzig-Eutritzsch.

Die Ansiedelung muß eine ganz bedeutende Ausdehnung gehabt haben. Die ersten Herdstellenfunde kamen im Jahre 1901 beim Rigolen in der

[1] Zeitschrift f. Ethnol. 1906, S. 387. 388.

[2] Im Pfahlbau von Dolnja Dolina (Globus Bd. 81, Nr. 24, S. 380) wurde allerdings unter dem Pfahlroste eines Hauses ein Kinderskelettgrab gefunden, doch dürfte es älter sein, da es zum Teil durch einen Pfahl zerstört ist.

Mannschen Gärtnerei zutage (Punkt I der kleinen Karte). Sie setzen sich dann nach Osten bis zur Straße fort, wie durch einzelne Funde, wie Mahlsteine, Schieferartefakte und Scherben bewiesen ist. Jenseits der Straße konnte die systematische Untersuchung einsetzen. Hier wird seit mehreren Jahren der unterlagernde Geschiebelehm für Ziegeleizwecke gewonnen, und zwar erfolgt der Betrieb in der Weise, daß das Erdreich in von Nord nach Süd streichenden Streifen, sogenannten Schächten, abgestochen wird. Dieselben haben eine Länge von 150—200 m, sind 2 m breit und ebenso tief. Diese Art der Gewinnung des Lehms erleichterte unsere Untersuchungen ganz beträchtlich. In den frisch abgestochenen Lehmwänden zeichneten sich die schwarzen Wohngruben deutlich ab und konnten aufs bequemste untersucht werden. Bis zum Ende des Jahres 1907 waren ca. 100 solcher Schächte abgebaut worden. Sie enthielten meist drei bis sechs Wohngruben. Da nun oft eine solche Wohnmulde durch zwei bis drei Schächte hindurchreicht, so darf man die Gesamtzahl der bisher freigelegten Feuerstätten der steinzeitlichen Niederlassung auf 250 bis 300 berechnen. Die Ansiedelung scheint sich aber noch sehr viel weiter nach Osten erstreckt zu haben, denn selbst jenseits der Straße nach Seehausen (Punkt IV der kleinen Karte) sind nach Aussage der Arbeiter früher Herdstellen mit gleichem Inhalt gefunden worden. Wir würden damit zu einer Gesamtzahl von Wohnstätten gelangen, die an die Zahl Tausend heranreicht, ja vielleicht diese Zahl überschreitet und uns für die Zukunft noch manchen Erfolg verspricht.

Die Anordnung der Herdstellen ist keine regelmäßige. Sie folgen dem Zuge der Terrainwelle. Nach der Höhe zu sind sie am dichtesten und werden nach den Seitenabdachungen zu spärlicher. Der Südabhang ist etwas mehr bevorzugt als die Nordseite. In der Niederung fehlen sie ganz.

Die Gestalt der Herdstellen bietet nichts von der typischen Abweichendes. Es sind mehr oder weniger flache Trichter oder besser wannenartige Gruben von ungefähr rundem Horizontalschnitt. Die eigentliche Feuerstätte befindet sich im tiefsten Punkte der Anlage und ist meist besonders vertieft. Der Durchmesser der Wohngruben ist sehr verschieden, am meisten finden sich Maße von 5—8 m. Doch kommen auch einzelne Anlagen mit einem Durchmesser bis 14 m vor. Einige Male fanden sich in einer größeren Wohngrube mehrere eingetiefte Feuerstätten. Nur einmal konnte der Fall konstatiert werden, daß sich zwei Herdstellen schnitten, die eine also älter als die andere sein mußte. Trotz genauester Untersuchung ließ sich aber keine Verschiedenheit des Inhalts feststellen.

Von Wichtigkeit erscheint es, daß in diesen zahlreiches Inventar liefernden Wohngruben nicht ein einziges Stück des für so viele neolithische Nieder-

lassungen nachgewiesenen Hüttenbewurfes, jenes hartgebrannten, mit Flechtwerkabdrücken versehenen Wandverputzes aufgefunden wurde. Wir müssen deshalb vermuten, daß bei dem Aufbau der Hütten dieser Ansiedelung ausschließlich Holz, Schilf, Stroh und andere vergängliche Stoffe verwandt worden sind. Bekräftigt wird diese Annahme durch folgenden Befund. Eine Wohngrube zeigte noch Reste von aufgehenden Seitenwänden. Diese waren aus Holz oder anderen leicht verweslichen Stoffen ausgeführt gewesen und sind natürlich vollkommen verschwunden. Die Einbettungen, die das Holzwerk in der Erde gehalten hatten, waren geblieben und hatten sich nach und nach mit Staub angefüllt, zeichneten sich aber im Profil noch deutlich ab. Einige Male wurden auch Herdgruben beobachtet, die keinerlei prähistorische Reste enthielten, vielmehr ausschließlich mit hellgrauer, staubartiger Erde angefüllt waren. Es sind dies wohl Anlagen, welche nicht in Benutzung gekommen sind und nach und nach von Wind und Regen mit Staub und Erde angefüllt wurden.

Wir wenden nunmehr unsere Aufmerksamkeit dem Inhalte der Wohngruben selbst zu. Am wichtigsten ist für unsere Betrachtung das reichhaltige Scherbenmaterial mit seiner Fülle von Ornamenten. Wir müssen dasselbe daher möglichst eingehend untersuchen, wollen aber vorher kurz das übrige Inventar der alten Ansiedler besprechen.

Fast jede Hütte barg einige meist zerbrochene Reibplatten, Mahl-, Schleif- und Klopfsteine. Zu denselben ist das verschiedenste Material benutzt worden, wie man es im diluvialen Geschiebe vorfand. Nordischer Granit, Gneis, Porphyr, Quarzit, besonders aber Sandstein. Es fanden sich einzelne Mahlsteine von $^1/_2$ m Länge und einem Gewicht von 20—25 kg. Es muß uns dies zugleich als Beweis dienen, daß eine Bevölkerung, die Geräte von solchen Dimensionen benützte, durchaus seßhaft sein mußte. Der unter Fig. 52 abgebildete große Mahlstein mit Reiber besteht aus nordischem Granit, in dem zahlreiche Granaten eingesprengt sind. Er hat längliche, kommißbrotähnliche Form, um bequem zwischen den Beinen der Person Platz zu finden, die kniend den Reibstein handhabte. Solche Steine wurden in großer Zahl gefunden, teils durch starken Gebrauch zum Brechen dünn abgenützt, teils in Bruchstücken, teils auch durch Feuereinwirkung stark zerglüht. Ebenfalls zum Reiben und Glätten fanden Steine Verwendung, die gerade in unserer Eutritzscher Station vielfach auftreten (Fig. 53). Ihnen ist durch rohes Zuschlagen eine Form gegeben, die es ermöglicht, sie bequem und fest in der Hand zu halten, wobei für die Finger dellenartige Vertiefungen



Fig. 52. Mahlstein mit Reiber. L.-Eutritzsch.

eingearbeitet sind. Das Material dieser Glättsteine ist Granit, Quarzit, Amphibolit, aber niemals Sandstein. Über ihren Gebrauch lassen die glänzend polierten Abnutzungsflächen keinen Zweifel.



Fig. 53. Glättstein. L.-Eutritzsch.

Nur kurz seien die bekannten Klopf- und Reibsteine erwähnt (Fig. 54). Sie haben rundliche Gestalt und zeigen zumeist vielseitige Abnutzungsflächen.

Interessant und bisher in deutschen neolithischen Ansiedelungen wenig beobachtet sind eiförmige, kugelige Steine von der Größe eines Apfels bis eines mäßigen Kinderkopfes. Um als Schleudersteine zu gelten, sind sie zu groß und zu schwer. Nach Beobachtungen, die man an noch heute auf ungefähr gleicher Kulturstufe lebenden Völkern gemacht hat, kann über ihre tatsächliche Verwendung indessen kein Zweifel bestehen. Es sind Formsteine zur Töpferei (Fig. 55). Sie dienten, wie Finsch[1] schildert, dazu, bei der Fabrikation des Topfes mit der Linken von innen gegen die Tonwand gehalten zu werden, während die Rechte, von außen mit einem flachen Holze dagegen schlagend, die Gefäße formte, die uns noch heute durch die Schönheit und Ebenmäßigkeit ihrer Form in Erstaunen setzen. Diese Art der Herstellung der Tongefäße scheint speziell neolithisch zu sein. Sie gibt uns die Lösung für das reiche Auftreten kugeliger, halbkugeliger, bomben- und birnenförmiger Gefäßformen in der steinzeitlichen Keramik. Diese Technik mußte ja direkt zur größten Verkleinerung der Standfläche bis zur vollkommenen Kugelflasche führen. Die feinen dünnwandigen Ziergefäße der Stichband- (Winkelband-) und Spiral-Mäander-Keramik sind ebenfalls sicher alle auf diese Art hergestellt. Verschiedentlich passen stich- oder linearverzierte Eutritzscher Scherben genau in die Wölbung solcher Formsteine. Auch wurden in der von mir als Töpferwerkstätte gedeuteten Herdstelle mit Stichkeramik[2] ein solcher Formstein und eine vollständig geglättete Feuersteinkugel gefunden, die wohl demselben Zwecke wie der Formstein gedient hat.



Fig. 54. Klopfstein. L.-Eutritzsch.



Fig. 55. Formstein zur Töpferei. L.-Eutritzsch.

Weitere, von berufenen Forschern in bezug auf diese der Steinzeit allein eigentümliche Technik angestellte Untersuchungen dürften uns manches

[1] Finsch, Papua Töpferei. Globus, Bd. 64, S. 329. [2] Siehe Seite 37.

interessante Resultat bringen. Sie kann ein wichtiges Hilfsmittel zu chronologischen Bestimmungen werden, denn wie wir sahen, ist die Feinkeramik großer steinzeitlicher Gruppen in dieser Weise hergestellt, während die zum Teil scharf gebrochene Profile zeigenden Gefäße anderer steinzeitlichen Kulturkreise eine ganz andere Technik verraten.

Als echte Schleudersteine möchte ich zahlreiche Rollsteine von der Größe einer Kirsche bis einer Welschnuß bezeichnen, die sich, offenbar zusammengetragen, innerhalb der Herdstellen vorfanden. Einmal wurde ungefähr ein Dutzend beieinanderliegend aufgefunden.

Ferner fanden sich flache Steinplatten von Handgröße aus schiefrig spaltender Grauwacke. Auf ihrer Oberfläche waren zuweilen noch Spuren von roter oder gelber Farbe bemerkbar. Es sind demnach Schminkplatten, die zum Zerreiben und Anmachen der gleich zu besprechenden Farben dienten. Diese Farbpasten fanden sich stellenweise so häufig vor, daß die beim Lehmstechen beschäftigten Arbeiter ihre Schaufelstiele damit färbten oder auch die Wagen der Feldbahn damit beschrieben. Wenn die Stücke frisch aus der Erde zutage gefördert wurden, ließ sich die Haut leicht damit färben. Es sind meist knollenähnliche Stücke von Nuß- bis Faustgröße, deren eine Seite zuweilen durch den Gebrauch glatt gestrichen ist. Vorherrschend sind die Farben braunrot, weinrot und ziegelrot, sowie ein dunkles Orange. Einmal wurde auch ein Stück Kreide von der Größe einer Haselnuß aufgefunden. Zum Teil sind die Farben wohl in der Technik, zum Färben von Stoffen, Leder oder in der Töpferei verwendet worden. Wahrscheinlich bediente man sich ihrer auch zum Färben des Körpers.



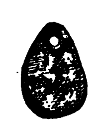
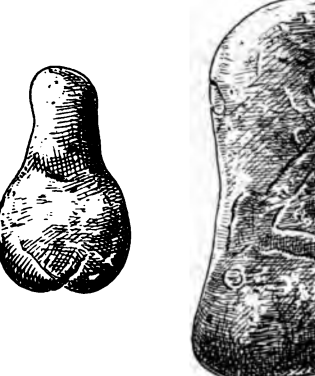


Fig. 56—58. Anhänger aus Ton und Stein. L.-Eutritzsch.

Dem Körperschmuck dienten auch die vereinzelt aufgefundenen Anhänger oder Amulette.

Unter Fig. 58 ist ein schwarzes Schieferplättchen dargestellt, welches von beiden Seiten angebohrt ist, unter Fig. 57 ein phallusartiger Körper aus Ton. Am merkwürdigsten ist ein aus feingeschlemmtem, grauem Ton geformter hornartiger Gegenstand. Er ist mit eingestochenen Linien verziert. Wie Fig. 56 zeigt, ist er nicht vollständig erhalten, dürfte aber seiner Größe wegen kaum als Henkelansatz zu deuten sein. Vielleicht könnte man eher an die in Pfahlbauten gefundenen, sogenannten Mondbilder denken und auch unserem Gegenstand eine ähnliche symbolische Bedeutung zuweisen.

Keinerlei menschliche Bearbeitung zeigen merkwürdig geformte Steine (Fig. 59, 60, 61), die aber schwerlich nur durch Zufall in die Herdstellen geraten sind. Sie sind wohl oft nur wegen ihrer merkwürdigen Form vom Menschen zusammengetragen, zuweilen aber auch mit Fäden umschnürt als Anhänger benutzt worden. Vielfach sind es walzenförmige phallusartige Körper, doch finden sich auch andere Formen. Die eigenartigen Figuren, auf Fig. 60, sind Versteinerungen, Bryozoen.[1]



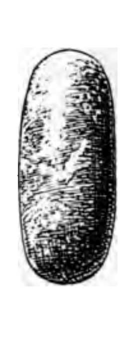


Fig. 59—61. Anhänger aus Feuerstein. L.-Eutritzsch.

Anschließend hieran will ich die Funde von Spinnwirteln erwähnen. Die Betrachtung ihrer Fig. 62 bis 67 skizzierten Profile läßt es außer allem Zweifel erscheinen, daß wir es hier mit echten Spinnwirteln und nicht etwa mit Schmuckperlen zu tun haben. Ich besitze aus der steinzeitlichen Station von Eutritzsch sieben Spinnwirtel, doch sind noch mehr gefunden worden. Bis auf den Wirtel (Fig. 68), der ein sehr spärliches Fischgrätenmuster zeigt, sind alle anderen unverziert. Wichtig ist, daß hier in einer rein steinzeitlichen Niederlassung das Vorkommen zahlreicher Spinnwirtel konstatiert und damit die Kenntnis der Handfertigkeit des Spinnens bereits für die neolithische Periode unserer Heimat erwiesen ist.

Fig. 62—67. Profile von Spinnwirteln. L.-Eutritzsch.

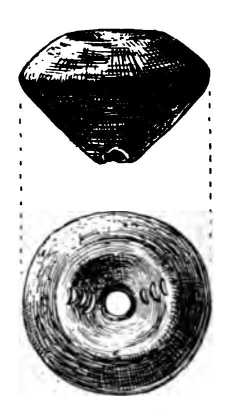


Fig. 68. Verzierter Spinnwirtel. L.-Eutritzsch.

Eigentümlicherweise wurde aus den zahlreichen Herdstellen der neolithischen Station Leipzig-Eutritzsch nicht der kleinste Knochen zutage gefördert, während man in anderen Niederlassungen solche als Speisereste des Steinzeitmenschen in Massen findet. Sicherlich ist die Ursache in der Bodenbeschaffenheit unserer Siedelung zu suchen. Nur

[1] Nach Bestimmung von Herrn Prof. Dr. Felix, Leipzig.

einige Tierzähne fanden sich in den Aschenschichten der Wohngruben vor, doch waren auch diese sehr schlecht erhalten. Höchstwahrscheinlich sind es Zähne vom Rind.

Verschiedentlich fanden sich in den Ton der Gefäße Getreidekörner eingebacken, oder sie waren in Abdrücken erhalten. Herr Prof. Dr. C. Schröter, Zürich, hat die große Liebenswürdigkeit gehabt, die Körner zu bestimmen, wofür ich ihm zu großem Danke verpflichtet bin. Obwohl das Beobachtungsmaterial nur sehr spärlich war und außerdem verschiedene scheinbare Samenreste sich als rein mineralisch erwiesen, ist es Herrn Prof. Schröter doch gelungen, das Vorkommen von Weizen und Gerste festzustellen. Ich füge den Bericht des genannten Herrn hier bei.

Bericht über die Untersuchung neolithischer Pflanzenreste von Leipzig.

(Von Prof. Dr. C. Schröter, Zürich.)

I. Ein Stück gebrannten Tons mit Abdrücken unbestimmbarer Spelzenreste.

II. Gebrannter Ton mit Abdrücken zahlreicher Spelzenfragmente, darunter eines, das sehr wahrscheinlich einer Hüllspelze von *Triticum vulgare* (Weizen) entspricht. Der Rückenkiel der Hüllspelze ist im Abdruck gut erhalten und nimmt deutlich von oben nach unten an Schärfe ab, was gerade für *Triticum vulgare* bezeichnend ist.

III (wie I). Ein längeres lineales Stück, entspricht wahrscheinlich einem Granenfragment.

IV (wie I). Ein harter, weizenkornähnlicher Körper ragt halb heraus; unter dem Mikroskop erweist er sich als vorwiegend mineralischer Natur, von Struktur keine Spur: also entweder eine Konkretion im Ton oder eine nachträgliche Ausfüllung einer durch ein weggewittertes Weizenkorn entstandenen Lücke.

V. Im schwarzen gebrannten Ton steckt ein Abdruck resp. Ausguß eines Korns, das am unteren Ende noch von Spelzenresten umgeben ist, also sehr wahrscheinlich einem Gerstenkorn entspricht. Auch hier erweist sich unter dem Mikroskop die Substanz des Korns als mineralisch mit kleinen, die Mineralsplitter durchziehenden strukturlosen Kohlenrestchen, die durch Schulzesche Reagenz etwas gebleicht werden.

VI. Henkel eines Tongefäßes mit zahlreichen eingesprengten, kugeligen Körperchen von wechselndem Durchmesser, etwa 1—3 mm. Manche sind herausgebrochen und haben kugelige und halbkugelige Höhlungen hinterlassen, teils auf der äußeren, ziegelfarbenen Oberfläche, teils auf den grauen Bruchflächen. Auf der inneren, konkaven Fläche des Bruchstückes sind einige dieser Kügelchen mitten durchschnitten beim Glätten des Tones. Die Kügelchen zeigen oft eine schalige Struktur, widerstehen dem heftigsten Glühen im Platintiegel, brausen mit Säure nicht, enthalten Eisen und geben mit kochender Salpetersäure und $KClO_3$ (Schulzesche Reagenz) eine schwach violette Färbung (wohl von beigemengtem Mangan herrührend). Unter dem Mikroskop zeigen sie feine Mineralsplitter, aber keine Spur von strukturbesitzenden organischen Resten. Es sind nach alledem sicher keine Reste oder Abdrücke von Samen, sondern Eisenoolithkörner. Nach freundlichen Angaben meiner verehrten Kollegen Grubenmann, Rollier und Zschokke kommen solche Bohnerzkörner öfter in zum Brennen verwendeten Tonen vor. So zum Beispiel wird der Schwemmrückstand der auf Eisen verarbeiteten jurassischen Bohnenerze von Choindes, der noch viele kleine Bohnenerzkörner enthält, zum Brennen von Ziegeln verwendet.

Auffallend ist nur das Durchschneiden der Körner beim Glätten des Tons. Dasselbe hat, wie mir mein verehrter Kollege Dr. Heierli versichert, zweifellos vor dem Brennen stattgefunden, es müßten also die Körner so weich gewesen sein, daß sie beim Glätten des Tons mit Holz- oder Knochenspateln nicht herausgehoben, sondern einfach abgekratzt wurden, so daß sie auf der glatten Fläche sich jetzt im Durchschnitt präsentieren. Herr Dr. Zschokke, Adjunkt an der Schweizer Anstalt zur Prüfung der Baumaterialien, welcher eine große Erfahrung über Tone besitzt, hat wiederholt solche zerreibliche Bohnerzkörner in Ton konstatiert.[1]

---

[1] Herr Dr. Zschokke war so freundlich, mir Stücke aus bohnenerzhaltigem Ton brennen zu lassen; sie zeigen eine völlige Übereinstimmung mit dem gebrannten Ton von Leipzig, abgesehen allerdings von den durchschnittenen Körnern. Zum weiteren Vergleich ließ mir Herr Zschokke in dem Versuchsofen der schweizerischen Anstalt zur Prüfung von Baumaterialien auch Tonstücke mit beigemengten Samen von Hanf und Raps brennen und zwar bei 700° (was nach der Ansicht meines vielerfahrenen Kollegen ungefähr die Brennhitze des prähistorischen Tons gewesen sein wird). Es zeigte sich, wie übrigens zu erwarten war, daß die Samen bis auf kleine Aschenreste verbrannt waren, und im Ton Löcher hinterließen.

VII. Fragment aus gebranntem Ton mit Spelzenabdruck, unter der dachförmig gebogenen Spelze ein Hohlraum, der mit einem kornähnlichen Körper ausgefüllt ist. Derselbe erweist sich als rein mineralisch.

VIII. Kohle aus Eschenholz (*Fraxinus excelsior*).

IX. Zusammengebackene verkohlte Samen von *Camelina sativa* (Leindotter). Die glänzend schwarze, feingekörnelte Schale ist gut erhalten, sie hat sich von dem braungebrannten Keimling abgehoben, der ebenfalls vortrefflich erhalten ist und seine notorrhize Beschaffenheit sehr deutlich zeigt. Die Samen stimmen in Größe und Erhaltungszustand vollkommen überein mit rezenten, frisch verkohlten Samen des Leindotters. Nur ist die Körnelung der Schale bei den fossilen etwas feiner. Der Leindotter ist prähistorisch bis jetzt erst aus der Steinzeithöhle von Aggtelek in Ungarn nachgewiesen worden.[1] Er ist also eine uralte Kulturpflanze, liefert ein wohlschmeckendes Speiseöl und wird auch jetzt noch hier und da kultiviert. Matthioli sagt in seinem Kräuterbuch (1674) von dieser Pflanze, daß das Öl zum Brennen gebraucht werde. Ruellius berichtet von ihr, daß sie in Frankreich sehr häufig sei und auf dem Acker angebaut würde. Ihr Öl werde nicht nur zum Brennen, sondern auch als Speiseöl verwendet.

Die große Zahl zusammengebackener Samen bei unseren Resten spricht dafür, daß auch hier die Pflanze kultiviert wurde. Sie wird allerdings auch als Unkraut gefunden, es ist daher die Möglichkeit nicht ausgeschlossen, daß die Samen als Unkraut gesammelt und verwendet wurden.[2]

[1] Vergleiche E. von Deininger, Pflanzenreste der prähistorischen Fundstätte von Lengyel. Separat aus: Das prähistorische Schanzwerk von Lengyel III. Leider waren meine Bemühungen, von Herrn Deininger Vergleichsmaterialien zu erhalten, ohne Erfolg. Schröter.

[2] Nr. I—VIII sind von Leipzig-Eutritzsch. Nr. IX ist einer Herdstelle am Hochufer der Saale bei Merseburg entnommen. Ich benutze die Gelegenheit, den interessanten Fund hier mit zu publizieren. Der Finder und verdiente Forscher, Herr Rentier P. Berger, Merseburg, schreibt darüber: „In den Bodenresten eines Topfes jüngerer Steinzeit fand sich eine ca. 2 cm dicke Schicht stark verkohlter Samenkörner." Das Vorkommen dieser auch in Ungarn in neolithischer Zeit bebauten Kulturpflanze in Mitteldeutschland ist höchst wichtig. Leider bot die Herdstelle kein ornamentiertes Scherbenmaterial, welches gestattet hätte, sie einer bestimmten Periode des Neolithikums zuzuweisen. Nüle.

Wir wenden uns nunmehr der Betrachtung der Steingeräte zu, welche uns die Eutritzscher Siedelung geliefert hat. Die eine Hauptgruppe wird aus den Feuersteinartefakten gebildet.

Der Feuerstein kommt bei uns sehr häufig vor, so daß an Rohmaterial kein Mangel war. Große Feuersteinartefakte, wie Speerspitzen, Dolche oder große Beilklingen, wie wir sie in den nordischen Steinzeitfunden bewundern, hat man bei uns wahrscheinlich nicht herzustellen vermocht. Wo man solche als große Seltenheit in unserer Gegend findet (s. Fig. 1—5), scheint es sich immer um nordischen Import zu handeln; auch sind meines Wissens nie derartige Stücke in halbfertigem Zustand in unserer Heimat gefunden worden.

Um so zahlreicher finden wir die kleinen Feuersteinartefakte: Messer, Schaber, Bohrer und Pfeilspitzen. Die Art, wie sich diese Funde über die Herdstellen der Eutritzscher Station verteilen, ist geeignet, uns einen wichtigen Fingerzeig über ihre Herstellungsweise zu geben. Es wurde nämlich beobachtet, daß einzelne Wohngruben eine bedeutende Fülle von Artefakten, Abfällen und Kernstücken enthielten. Höchstwahrscheinlich haben wir es hier mit Werkstätten zu tun, in welchen die feinen Geräte in gewissem Sinne handwerksmäßig hergestellt wurden.

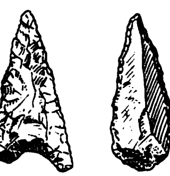




Fig. 69—72. Pfeilspitzen. L.-Eutritzsch.

Die Eutritzscher Ansiedelung lieferte uns schöne Pfeilspitzen, von denen ich (Fig. 69—72) einige abbilde. Besonders ist Fig. 72, eine Pfeilspitze mit breiter Schneide, zu erwähnen. Derartige Pfeilspitzen waren wohl zum Schießen von Vögeln bestimmt, weil die breite Schneide leichter stark blutende oder das Tier lähmende Verletzungen hervorrief.

Am zahlreichsten finden sich Messer von verschiedener Form und Größe. Einige derselben sind unter Fig. 73—78 abgebildet. Ihre Länge schwankt zwischen 1—12 cm, ihr Querschnitt ist teils dreieckig, teils trapezförmig. Oft zeigen die Schneiden jenen merkwürdigen Hochglanz, den man wohl am besten durch den Gebrauch entstanden erklärt.

Eine andere Kategorie von Geräten sind Bohrer (Fig. 79, 80), die man auf den ersten Blick gar nicht als Artefakte ansprechen würde, deren immer wiederkehrende Gestalt aber keinen Zweifel daran läßt. Seltener finden sich Schaber (Fig. 81) von ovalem bis ziemlich rundem Umriß, schließlich in großer Menge Abfälle, mißratene Stücke, Splitter und Kernstücke.

Wie ich schon oben erwähnte, sind größere Feuersteinartefakte bei uns sehr selten. Den mehreren Hunderten kleiner Stücke von Leipzig-Eutritzsch stehen nur drei größere Feuersteingeräte gegenüber, die ich (Taf. III, Fig. 10, 14, 15) abbilde. Der Gegenstand Taf. III, Fig. 14 scheint

zum Schneiden oder Sägen gedient zu haben; er hat gedengelte Schneide und besteht aus weißgrauem Feuerstein, der allseitig mit einer bis 1 mm dicken Verwitterungskruste überzogen ist. An der gedengelten Kante kommt die natürliche Farbe des Feuersteins zum Vorschein.

Zwei Feuersteinflachbeile sind unter Taf. III, Fig. 10 und 15 dargestellt. Das größere besteht aus hellgelbem, das kleinere aus rauchgrauem Feuerstein. Das kleinere könnte vielleicht noch heimischen Ursprungs sein, dagegen scheint dies bei dem großen Stück gänzlich ausgeschlossen. Dasselbe ist 15 cm lang, glatt poliert, mit höchster Beherrschung der Technik gearbeitet und sicher nordischer Herkunft.

In reicher Fülle kamen in Eutritzsch Schieferartefakte zutage und zwar,

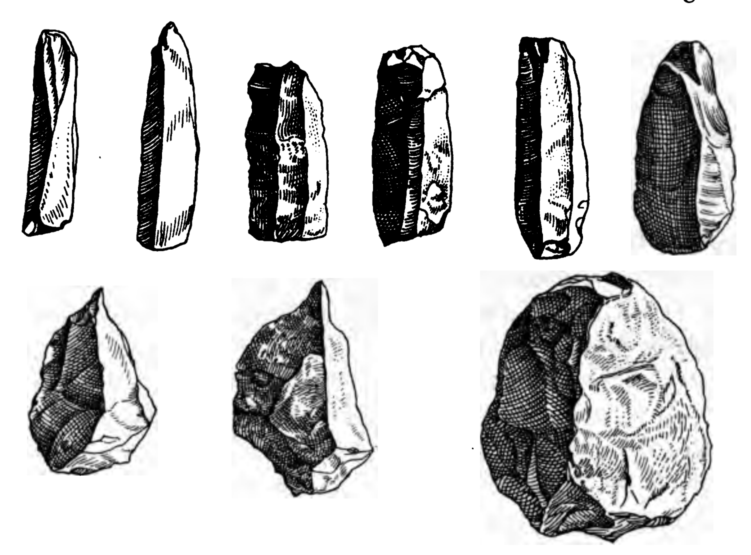
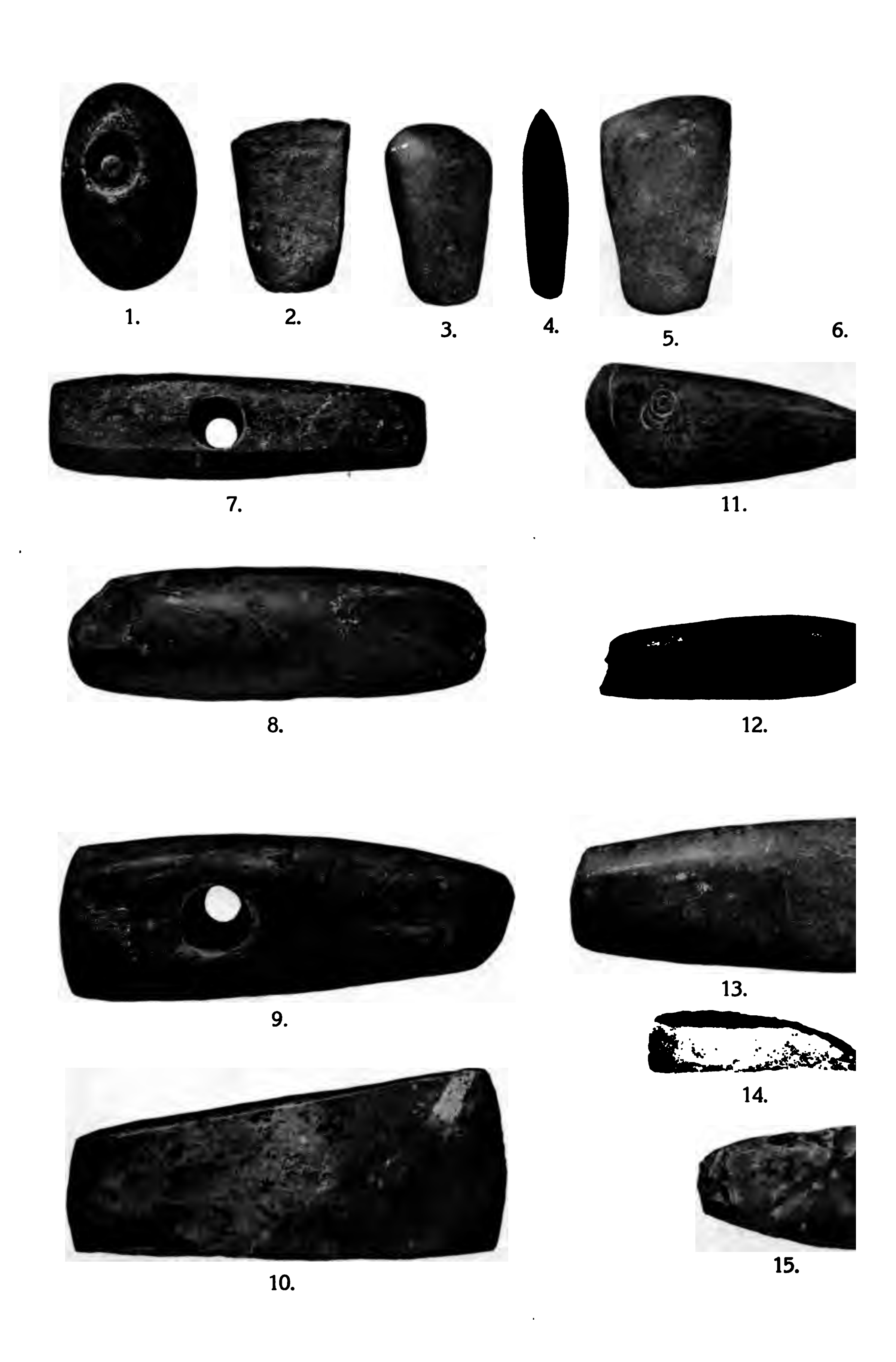


Fig. 73—81. Feuersteingeräte. L.-Eutritzsch.

wie es bei Ansiedelungsfunden nicht anders zu erwarten ist, meist in abgenutztem oder zerbrochenem Zustande. Das Material ist vorwiegend Amphibolschiefer, seltener Kieselschiefer oder Grauwacke. Angefangene und halbfertige Stücke beweisen uns, daß alle diese Werkzeuge an Ort und Stelle hergestellt worden sind und zwar aus Rohmaterial, das man in reicher Menge im Geschiebe vorfand. Die Gesamtzahl der bis jetzt in der Eutritzscher Ansiedelung gesammelten Schieferartefakte beträgt ungefähr 150. Einige charakteristische Vertreter habe ich auf Taf. III vereinigt. Ich will sie nur ganz kurz behandeln, um zur Besprechung des für unsere Untersuchungen wichtigeren Scherbenmaterials zu gelangen.

Zahlreich finden sich kleine und mittelgroße Flachbeile, die teils als Breithacken zur Feldbestellung, teils mit zum Stiel senkrecht stehender



Tafel III. Steingeräte von Leipzig-Eutritzsch.

Schneide als Äxte Verwendung fanden (Taf. III, Fig. 2, 3, 5, 6, 13). Eine andere wichtige Kategorie sind die schuhleistenförmigen Meisel (Taf. III, Fig. 4, 7, 8, 12). Dieses Instrument, das wohl eine Art Universalwerkzeug darstellt und zu vielerlei Arbeiten benutzt wurde, kommt in den verschiedensten Größen vor. Ein Stück (Taf. III, Fig. 7) ist außerdem durchbohrt. Endlich müssen wir noch eine Anzahl durchbohrter Beile und Hämmer erwähnen. Sie sind durch ihre kräftige, kompakte Form (Taf. III, Fig. 9) leicht als Werkzeuge zu erkennen und unterscheiden sich hierdurch von den schlanken Waffen der älteren Perioden. Auch Artefakte mit angefangener Durchbohrung kommen vor. Wir sehen (Taf. III, Fig. 1) einen Rollstein mit angefangener Bohrung, auch bei dem Bruchstück Taf. III, Fig. 11 hat die Bohrung bereits wieder angesetzt. Schließlich möchte ich noch zwei Flachbeile erwähnen, die durch ihre Beschaffenheit merkwürdig sind, eins bilde ich unter Taf. III, Fig. 6 ab. Die Beile sind von schmutzighellgrauer Farbe, sehr weich und zeigen am frischen Bruche dunkelbraune Brandzonen. Es sind offenbar Artefakte aus Kieselschiefer, die durch große Hitze in diesen Zustand gekommen sind. Wahrscheinlich sind sie im Feuer des Herdes oder des Töpferofens unbeabsichtigterweise mit gebrannt worden.

Die untersuchten ca. 200 Feuerstätten der Eutritzscher Ansiedelung lieferten ein ungemein reiches Scherbenmaterial. Öfters wurde aus einer einzigen Herdstelle ein Eimer voll der verschiedensten Scherben gesammelt, wohl auch ein Zeichen lang andauernder Besiedelung.

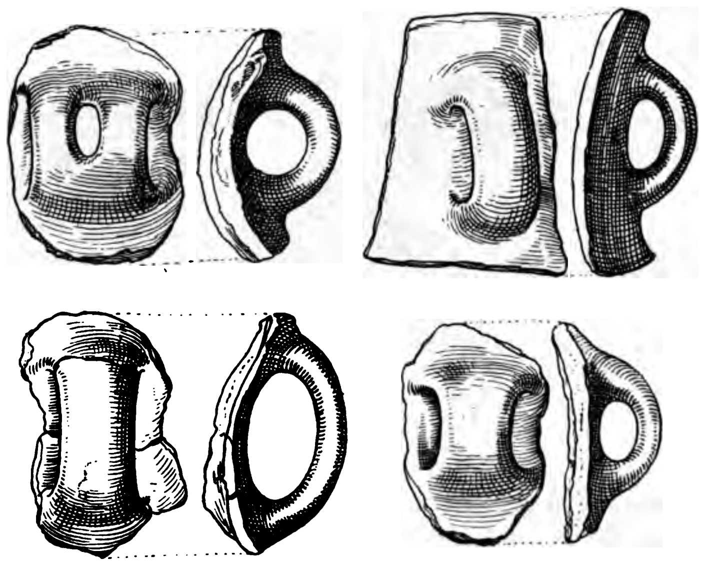


Fig. 82—85. Große Henkel von L.-Eutritzsch.

In überwiegender Anzahl finden sich die Scherben großer, starkwandiger Gebrauchsgefäße. Ihre Form läßt sich allerdings meist nicht mehr genau rekonstruieren, weil die Überreste allzu trümmerhaft sind. Dennoch ermöglichen es uns die massenhaft erhaltenen, kräftigen Gefäßhenkel, denen oft ein größeres Stück der Gefäßwand noch anhaftet, in einer genügenden Anzahl von Fällen ein Bild der Gebrauchskeramik unserer Siedler zu entwerfen.

Am häufigsten findet sich ein meist großes Gefäß mit rundlichem Unterteil und senkrecht aufsteigendem Hals. Es erinnert in vieler Beziehung an die sogenannte Amphora. Die kräftigen, breiten Henkel sind meist an der am weitesten ausladenden Stelle des Gefäßbauches angebracht (Fig. 85). In seltenen Fällen finden sich die Henkel an der Übergangsstelle vom Hals zum Gefäßbauch (Fig. 84). Zuweilen sind die Henkel noch höher hinaufgeschoben und am Gefäßhals selbst angebracht (Fig. 83). Auch Doppelhenkel kommen vor (Fig. 82), ein Beweis, wie große und schwere Gefäße im Gebrauch waren. Die Art der Befestigung der Henkel ist verschieden, bei kleinen Gefäßen sind sie nur angeklebt, bei größeren zuweilen mit einem nietenartigen Ansatz in die Wandung eingelassen. Bei dem Bruchstück eines mittelgroßen Gefäßes (Fig. 86) finden sich Henkel in zwei verschiedenen Horizonten angebracht. Besonders interessant sind die häufig vorkommenden quergestellten Henkel (Fig. 87—88). Es sind dies nicht etwa zum Durchziehen einer Schnur bestimmte Ösen, sondern deutliche Traghenkel, die sich nur durch ihre Querstellung von den eben besprochenen unterscheiden.



Fig. 86. Gefäßfragment. L.-Eutritzsch.

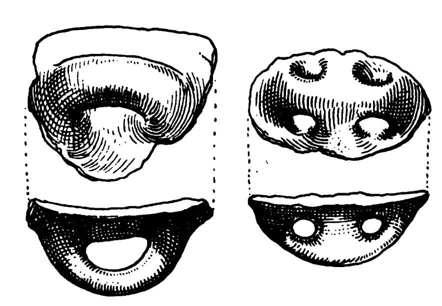


Fig. 87 u. 88. Quergestellte Henkel. L.-Eutritzsch.



Fig. 89. Verzierter Henkel. L.-Eutritzsch.

Ein Henkel (Fig. 89) ist reich mit Zickzacklinien verziert.

An Stelle der Henkel finden sich auch ziemlich häufig die bekannten Warzenansätze. Meist einzeln, zuweilen auch in Gruppen von zwei oder

drei. Sie bilden auch verschiedentlich das Zentrum, von dem aus Reihen von Einstichen oder Fingereindrücken ausstrahlen.

Ich erwähnte schon, daß sich mehrfach die Formen der großen und mittleren Gebrauchsgefäße nach den Bruchstücken wieder herstellen ließen.

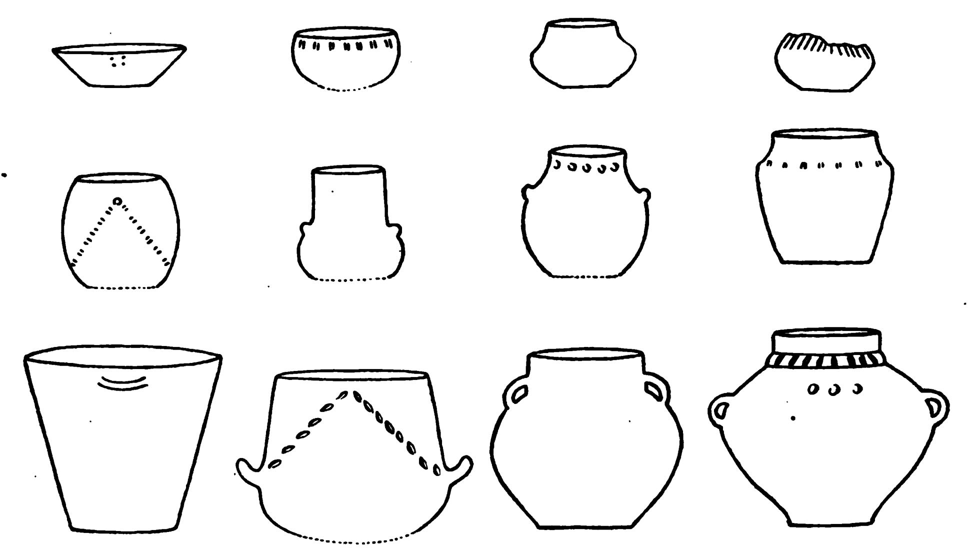


Fig. 90—101. Gefäßformen von L.-Eutritzsch.

Solche Gefäßformen, bei denen dies mit einiger Sicherheit möglich war, habe ich unter Fig. 90—101 vereinigt.

Unter den großen Gefäßen herrscht, wie schon besprochen, ein Gefäßtyp mit bauchigem Unterteil und mehr oder weniger hohem, steil aufsteigendem Halse vor. Alle diese Gefäße, die eine nicht zu verkennende Ähnlichkeit mit der altneolithischen Amphora haben, tragen gegenüberstehende, starke Henkel. Etwas jünger sind vielleicht die eimer- und kesselartigen Gefäße (Fig. 98, 99). Unter den mittleren Gefäßen herrscht Becher-, Schalen- und Topfform vor.

Die Verzierung dieser Gebrauchskeramik ist sehr spärlich zu nennen.



Fig. 102—107. Scherben großer Gefäße. L.-Eutritzsch.

Man findet höchstens Reihen von Tupfen oder Fingernägeleindrücken, plastisch aufgelegte, zuweilen durch Einkerbungen verzierte Tonleisten oder nach außen verstrichenen, mit Einschnitten verzierten Rand (Fig. 102—107).

Eine seltene Verzierungsweise findet sich auf dem Bruchstück Fig. 108. Sie kehrt in gleicher Weise auf einem verzierten Tonteller wieder (Fig. 117), findet sich aber sonst nirgends in der Eutritzscher Ansiedelung.



Fig. 108. Gefäßfragment. L.-Eutritzsch.

Die Reste der feineren Gefäße mit alteuropäischen Ornamentmotiven, deren Betrachtung wir uns nun zuwenden, sind verhältnismäßig spärlich und auch nicht gleichmäßig auf alle Hütten verteilt. Die meisten derartigen Funde wurden in den Herdstellen der ersten 20 Schächte rechts der Landstraße gemacht, ungefähr von Punkt II bis Punkt III der kleinen Kartenskizze. Weiterhin wurden sie spärlicher; in den letzten zwei Jahren habe ich keine mehr gemacht.

Es sind zum Teil amphorenartige Gefäße, die aber viel dünnwandiger und auch kleiner als die ebenso geformten groben Gebrauchsgefäße sind (Fig. 109—111). Das eine zeigt als Verzierung eine um den oberen Teil

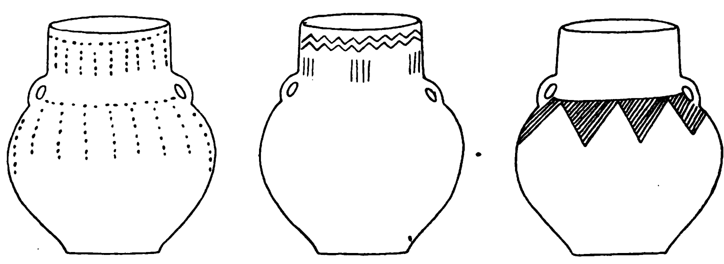
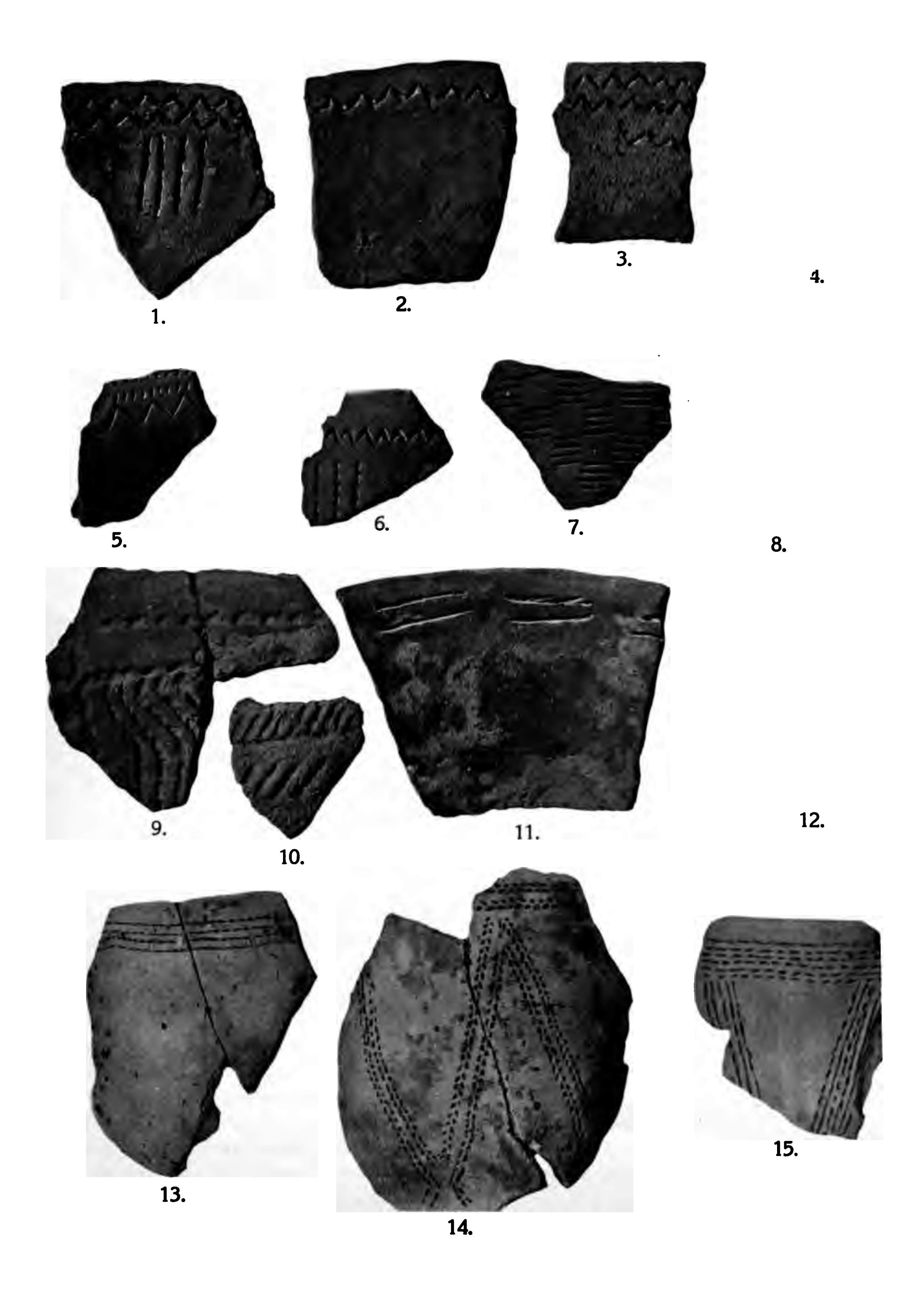


Fig. 109—111. Amphorenartige Ziergefäße. L.-Eutritzsch.

des Halses laufende doppelte Zickzacklinie (Fig. 110); darunter finden sich Gruppen zu je drei vereinigter Vertikalstriche. Das Gefäß Fig. 111 scheint mit Parallellinien ausgefüllte hängende Dreiecke als Verzierung gehabt zu haben. Das Gefäß Fig. 109 ist von schwarzer Farbe. Es trägt als Verzierung zwei Horizontalreihen von tief eingestochenen Punkten, von denen aus Punkten gebildete Fransen herabhängen. Bei diesem Gefäß sind die Verzierungen mit einer weißen Masse ausgefüllt, wodurch sie sich aufs schönste von dem schwarzen Grunde abheben.

Diese weiße Ausfüllung scheint auch bei einer Anzahl blumentopfartiger Schalen vorhanden gewesen zu sein. Das tief eingestochene Ornament be-



Tafel IV. Neolithische Scherben von Leipzig-Eutritzsch.

findet sich auf der Innenseite der Gefäße dicht unter dem oberen Ende angebracht und besteht meist im Motiv der Zickzacklinie. Es wurden Reste von ungefähr 10 Exemplaren gefunden. Einige davon bilde ich auf Taf. IV, Fig. 1—5 und 11 ab. Auch unverziert kommen diese Schalen vor; ein in Fig. 90 abgebildetes Stück hat vierfache im Viereck gestellte Durchbohrung. Des weiteren fanden sich noch Reste von Gefäßen mit Schachbrett-, Zickzacklinien- und Stichmustern (Taf. IV, Fig. 7—10). Die meisten zeigen noch Spuren der Ausfüllung mit weißer Masse. Leider sind die Bruchstücke zu klein, um eine Rekonstruktion der Gefäßformen zu ermöglichen.

Wohl das interessanteste Gefäß aus der Eutritzscher Siedelung ist Fig. 112. Es gehört zu jenen seltenen, besonders in Thüringen gefundenen steinzeitlichen Gefäßen, die man mit Recht als Trommeln bezeichnet.

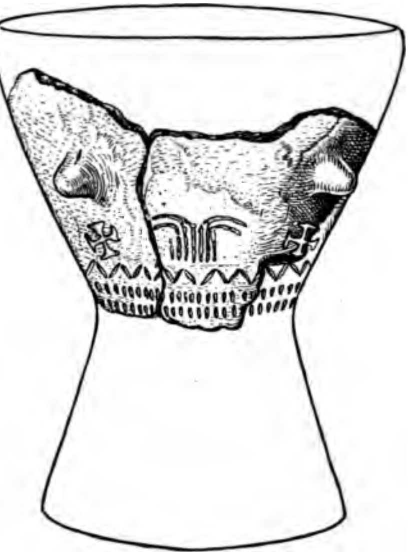


Fig. 112. Trommel. L.-Eutritzsch.

Dafür spricht einmal, daß auch heute gewisse Naturvölker ganz ähnlich geformte Gefäße aus Holz zu gleichem Zwecke verwenden, andererseits die Tatsache, daß das Ornament in der Mitte des Gefäßkörpers angebracht ist, da es weiter oben von dem Trommelfell verdeckt worden wäre. Auch das Nichtvorhandensein eines Bodens läßt sich als Beweis anführen.

Unser Objekt ist in vier großen Bruchstücken erhalten, die die Ergänzung des Oberteils sichern; der Unterteil fehlt. Ich bilde eine Rekonstruktion des Eutritzscher Gefäßes unter Fig. 112 ab. Die Farbe ist gelbrot. Um den oberen Gefäßkörper sind Warzen angeordnet, die wohl der Schnur, die das Trommelfell hielt, als Stützpunkte dienten.

Die Ornamente sind eingestochen und vollständig mit weißer Masse ausgefüllt. Außer dem um die Taille des Gefäßes laufenden Zickzack und den Stichbändern erregen besonders die figuralen Darstellungen unsere Aufmerksamkeit. In dem freien Raum zwischen den Tonwarzen und den engsten Teilen des Gefäßes sind diese eigentümlichen Figuren angebracht. Sie befinden sich also an der am meisten ins Auge fallenden Stelle. Die Mitte des freien Feldes nimmt ein schwer zu deutendes Verzierungsmotiv ein. Die anderen Figuren sind deutliche Kreuze. Im ganzen sind deren drei

erhalten. Es sind nun nicht, wie ich in meinem ersten kurzen Bericht[1] über die Station von Eutritzsch angab, echte Hakenkreuze, vielmehr verdicken sich die Kreuzbalken nach außen etwas und sind durch einen Querstrich abgeschlossen. Auch diese Figuren sind sämtlich weiß inkrustiert.

Die Kreuzfigur ist ja der neolithischen Periode nicht fremd[2]; sie findet sich sowohl an nordischen Grabbauten, als auch in dem Gebiete der unteren und mittleren Donau. Für Sachsen dürfte sie in dieser Zeit noch nicht nachgewiesen sein.

Die große Seltenheit derartiger neolithischen Trommeln läßt es angebracht erscheinen, kurz auf die wenigen Stücke einzugehen, die bis jetzt aus deutschen Funden bekannt geworden sind. Geradezu frappante Ähnlichkeit mit unserem Objekt in Gestalt und Verzierungsweise finden wir bei einer Trommel aus einem Hügel in der Opperschöner Mark[3] zwischen Spickendorf und Niemberg (Saalkreis), sowie bei einer Trommel aus Vippachedelhausen[4] (Thüringen). Die Ornamentik aller drei Gefäße ist vollständig gleich, fast möchte man an einen Verfertiger denken, wenn nicht die weit voneinander liegenden Fundplätze diese Möglichkeit von der Hand wiesen. Die Kreuzfiguren, die das Leipziger Gefäß allein besitzt, finden sich neben anderen symbolischen Zeichen auf einer Trommel aus Hornsömmern[5] (Kreis Langensalza). Eine Trommel aus Ebendorf (Kreis Wollmirstedt)[6] bildet Götze ab. Ferner weist mich Herr Prof. Dr. Höfer, dessen gütiger Mitteilung ich die meisten dieser Notizen verdanke, noch auf ein Exemplar hin, welches im Spitzenhoch bei Latdorf[7] gefunden ist.

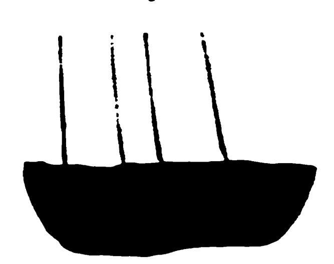


Fig. 113. Hängegefäß. L.-Eutritzsch.

Vielleicht gleichaltrig mit der eben erwähnten Trommel ist ein kleines Hängegefäß (Fig. 113). Es besteht aus rötlichgelbem Ton, hat die Form einer flachen Schale und ist am Boden je zweimal durchbohrt. Diese Durchbohrung kann nur den Zweck gehabt haben, die zum Aufhängen des Gefäßes dienenden Schnüre aufzunehmen.

---

[1] Siehe Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung 1906, Nr. 67.

[2] Kreuzfiguren, welche mit unseren viel Ähnlichkeit haben, befinden sich auf einer neolithischen Schale von Ober-Wiederstedt. (Jahresschrift für die Vorgeschichte der sächs.-thür. Länder, Bd. I, T. XXV).

[3] Jahresschrift für die Vorgeschichte der sächs.-thür. Länder, Bd. I, T. III.

[4] Im Germanischen Museum, Jena (noch nicht veröffentlicht).

[5] Besitzer: Prof. Reischel, Hannover, abgeb. Wandtafel V u. f. Gegenst. Halle 1898, und Vorgeschichtl. Altertümer d. Prov. Sachsen, Heft IX, 1—10.

[6] Verh. Ges. Anthrop. Berlin 1892 (Anhang z. Z. f. Ethnol.).

[7] Im Museum Bernburg (noch nicht veröffentlicht).

Vollständig ausgeschlossen ist, daß dies Gefäßchen etwa als Deckel zu deuten ist. Welchem praktischen Zwecke derartige kleine Hängegefäße gedient haben, ist angesichts ihrer Kleinheit schwer zu sagen. Man könnte an eine Verwendung als Lampe denken; vielleicht bringen uns weitere Funde Klarheit.

Das Ergebnis unserer bisherigen Betrachtung des Scherbenmaterials von Leipzig-Eutritzsch ist kurz ausgedrückt etwa folgendes.

Alle Herdstellen enthalten reichlich Scherben großer, meist gar nicht verzierter Gebrauchsgefäße. Seltener und nur in einem bestimmten Teil der Ansiedelung vertreten sind Reste feinerer Handgefäße, deren reiche Ornamentik sich als zur alteuropäischen Dekorationsweise gehörig erweist.[1] Eine einzige Herdstelle macht davon eine Ausnahme. Die in ihr enthaltenen Scherben gehören fast sämtlich zu feinen Handgefäßen. Sie haben weißlichgraue bis helledergelbe Farbe, sind aus feingeschlemmtem Ton hergestellt, von halbkugeliger oder birnenförmiger Gestalt und mit zierlich eingestochenen Stichbändern und Girlanden verziert (Taf. IV, Fig. 12—15). In den übrigen Hütten dieser Ansiedelung fanden sich derartige Scherben höchst selten, zahlreicher dagegen in den schon besprochenen Stationen Günthersdorf und Möritzsch.

Alle diese Scherben verraten durch ihr feines Material, ihren gleichmäßigen Brand, durch die Sicherheit in der Verteilung des Ornamentes größte Beherrschung der Töpfereitechnik und lassen es uns in hohem Grade wahrscheinlich erscheinen, daß sie bereits die Produkte eines ausgebildeten Töpferhandwerkes sind. Wir hätten dann diese vereinzelte Herdgrube der Eutritzscher Ansiedelung als Töpferwerkstätte zu deuten. Dafür spricht, daß in derselben einer jener oben besprochenen Formsteine zur Töpferei gefunden wurde, ebenso eine vollständig glatte Kugel aus Feuerstein, die vielleicht ähnlichen Zwecken diente. Wichtig ist auch, daß diese Herdgrube die einzige war, die nicht ein Stück Spiral-Mäander-Keramik enthielt. Sie muß demnach, als diese Kultur eindrang, bereits nicht mehr in Gebrauch gewesen sein.

Alle übrigen Wohngruben der Eutritzscher steinzeitlichen Station erwiesen sich dagegen wahrhaft überschwemmt mit Scherben der Spiral-Mäander-Keramik. Die Vertreter dieser Verzierungsweise, die der jüngeren Hälfte des Neolithikums in vielen Teilen Mitteleuropas ihren Stempel aufdrückt, kamen massenhaft zutage. Es sind wiederum kleine, höchstens mittelgroße Gefäße, aus feingeschlemmtem, steinfreiem Ton hergestellt, von grauer,

[1] Zweifellos sind Beziehungen zum sogenannten Bernburger Typus in dieser Ornamentik nachweisbar, andererseits finden sich genug lokale Eigentümlichkeiten, die es nicht ratsam erscheinen lassen, hier von echtem Bernburger Typus zu reden.

schwarzer oder dunkelblauer Farbe. Nach ihrer guten technischen Ausführung, ihrer weiten Verbreitung und großen Ähnlichkeit möchte man sie auch wieder für die Erzeugnisse eines weit verbreiteten Töpferhandwerkes halten. Der Form nach sind es halbkugelige oder bombenförmige Schalen oder Näpfe; die Standfläche ist sehr klein oder fehlt ganz. Selten finden sich bei uns flaschenförmige Gefäße wie Fig. 114. Die flaschenartigen Gefäße scheinen allein Henkel gehabt zu haben. Diese sind klein und gleichen durchbohrten Warzenansätzen oder vertikal durchbohrten Nasen (Taf. VI. Fig. 9). Die sämtlichen übrigen Spiral-Mäander-Gefäße sind stets henkellos, manchmal aber unterm Rande durchbohrt. Zuweilen finden sich kleine Tonwarzen angebracht. Der Ornamentik dieser Gefäßgattung ist immer die Spirale oder der Mäander zugrunde gelegt.

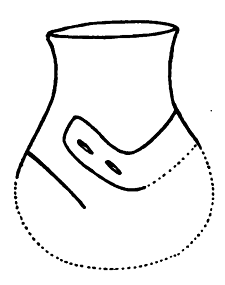


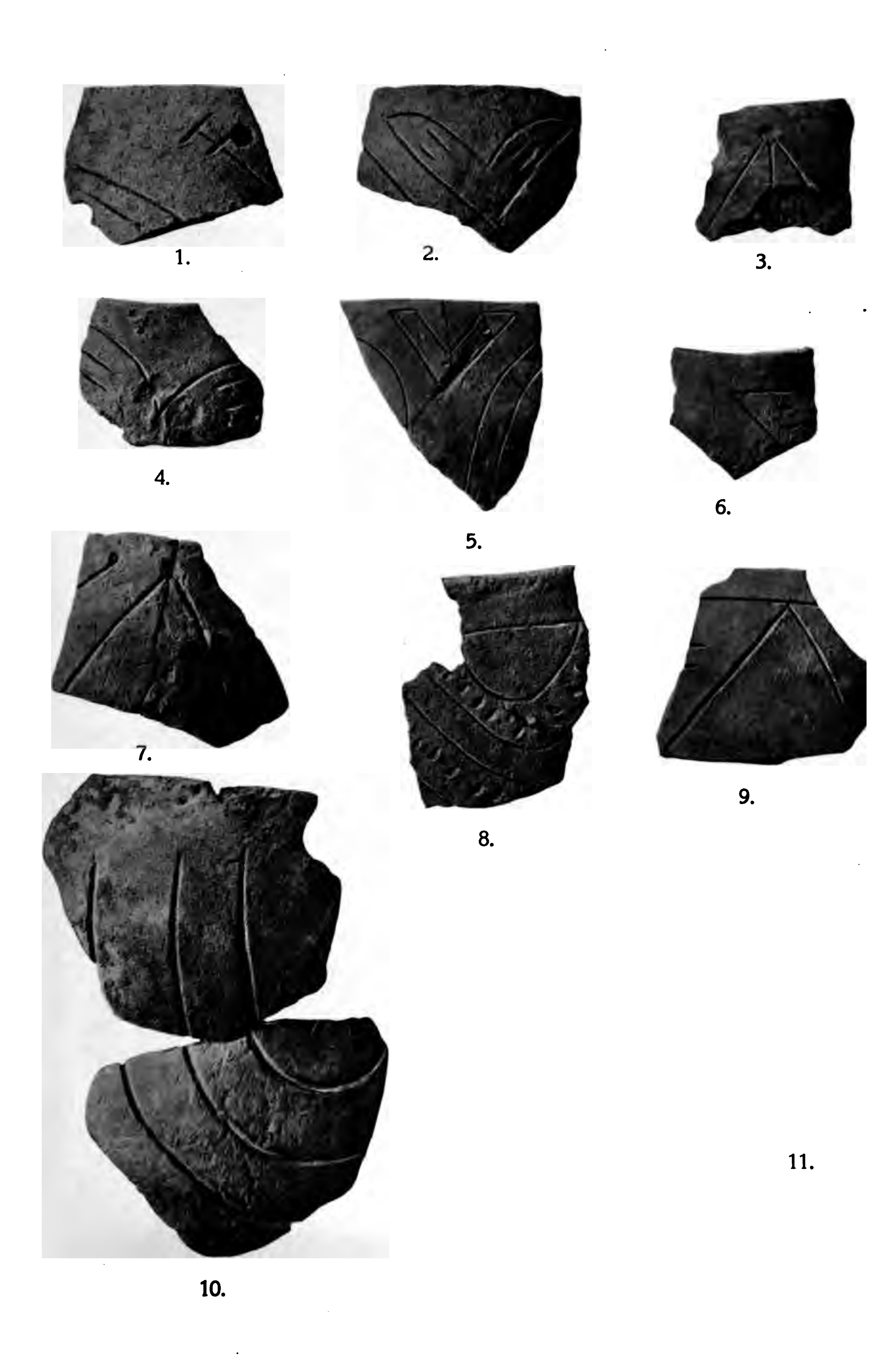
Fig. 114. Flaschenartiges Gefäß. L.-Eutritzsch.

Während nun in den großen steinzeitlichen Stationen der Balkanhalbinsel diese Ornamente sich oft sehr rein vorfinden, sind sie bei uns stets mehr oder minder verballhornt. Einigemale findet sich allerdings die Spirale in größter Deutlichkeit dargestellt (Taf. VI, Fig. 7, 10), und noch öfter mag sie vorhanden gewesen sein auf Gefäßen, deren erhaltene Bruchstücke zu klein sind, um eine Rekonstruktion des Ornaments zu ermöglichen. Daß die Spiral-Mäander-Keramik vollständig fertig zu uns kam, und damals schon auf eine nach Jahrhunderten zählende Entwicklung zurückblicken konnte, ersehen wir meines Erachtens aus den verschiedenen Ornamentmustern, die ihr zu Gebote stehen, und die sicher nur nach und nach erfunden worden sind. Zwischen zwei sich voneinander entfernenden Spiral-, Bogen- oder Mäanderlinien entsteht auf der Gefäßoberfläche ein annähernd dreieckiger Raum. Auf wie verschiedene Art und Weise man diesen auszufüllen verstand, zeigen uns die Abbildungen Taf. V, Fig. 1, 2, 5, 6. Einige schöne Scherben dieses Kulturkreises habe ich auf Taf. V und VI vereinigt. Es sind allerdings so viele gefunden worden, daß ich die Zahl der Tafeln leicht hätte verzehnfachen können. Eine seltene Verzierung ist die des auf Seite 38 befindlichen Bruchstückes (Fig. 115). Hier ist der zwischen den parallelen Bandlinien vorhandene Raum erhöht, so daß das Ornament erhaben auftritt.

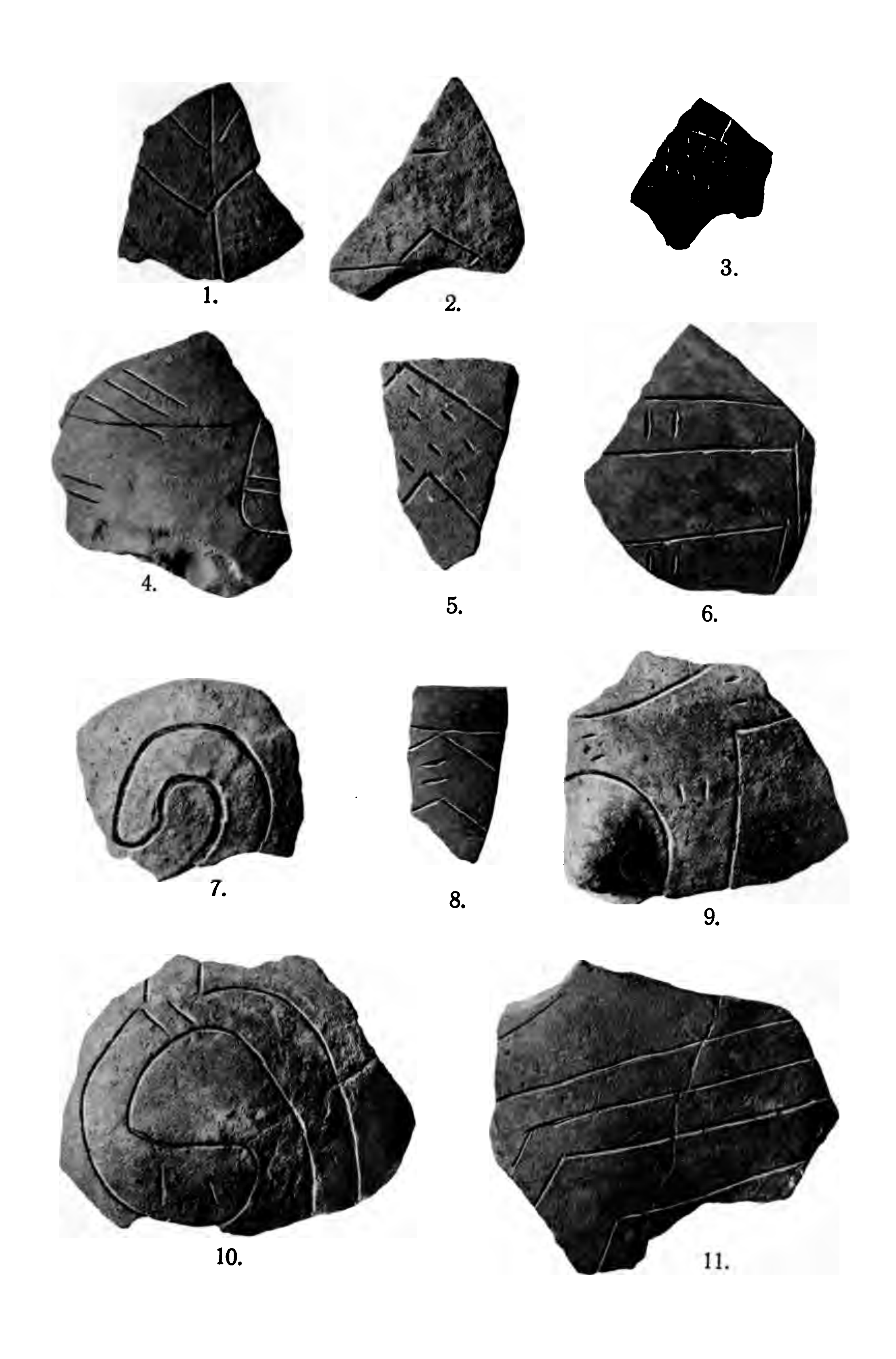


Fig. 115. Plastisch verzierte Scherbe. L.-Eutritzsch.

Merkwürdig sind auch die Reste Taf. VI, Fig. 3, 5. Es sind Scherben, die ein der Spiral-Mäander-Keramik sehr ähnliches Ornament zeigen, doch sind hier die Zwischenräume zwischen den Linien vollständig mit



Tafel V. Neolithische Scherben (Spiral-Mäander-Keramik) von Leipzig-Eutrit



Tafel VI. Neolithische Scherben (Spiral-Mäander-Keramik) von Leipzig-Eutrit

Einstichen ausgefüllt. Man möchte an eine Vermischung der beiden Gruppen Linear- und Stichkeramik denken.

Das ist vielleicht auch der Fall bei einem Gefäße, das ich zum Schlusse noch abbilde (Fig. 116). Die Form sowie der blaue Ton verweisen es in das Gebiet der Spiral-Mäander-Keramik, während sich die Verzierung einerseits aus Winkellinien, andererseits aus Stich- und Strichgruppen zusammensetzt. Von dem Gefäß fanden sich so viele Bruchstücke, daß man es wohl in die jüngste Zeit der Eutritzscher Siedelung versetzen darf.

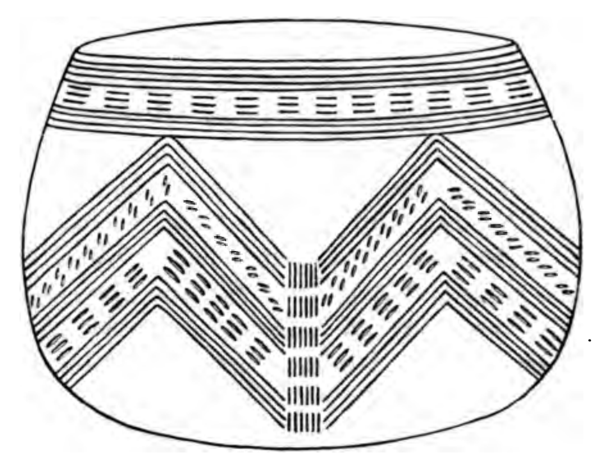


Fig. 116. Ergänztes Gefäß. L.-Eutritzsch.

Indem wir die Spiral-Mäander-Keramik verlassen, sei noch der öfters gefundenen, merkwürdigen Tonteller Erwähnung getan.[1] Es sind dies Scheiben aus rotem, meist vollständig gebranntem Ton. Sie sind flach, ohne jeden Randansatz und haben immer in der Mitte eine Durchbohrung von der Stärke eines kleinen Fingers. Als Schmuckstücke sind sie nicht zu deuten, dagegen spricht ihre Größe; eher könnte man sie für Idole, etwa Sonnen- oder Mondbilder halten. Viel einfacher aber erscheint folgende Deutung. Es sind Backteller, die zum Rösten und Backen der Speisen, vielleicht schon einer Art Brot, dienten. Das Loch in der Mitte hatte den Zweck, die glühend heißen Teller mittels eines harten Holzstabes aus der Glut zu heben. So erklärt sich auch, daß die Teller stets Einwirkung starken Feuers zeigen, und daß ihnen zuweilen eingebrannte Asche anhaftet. Nur zweimal (Fig. 117, 118) fanden sich unter den vielen Bruchstücken solche mit einfacher Verzierung.

Zum Schluß wollen wir noch untersuchen, ob gleichzeitige Gräber erhalten

Fig. 117—119. Tonteller. L.-Eutritzsch.

[1] Vergl. auch: Schliz, Groß-Gartach. S. 22.

und bis jetzt bekannt geworden sind. Ein zusammenhängendes Gräberfeld ist bis heute noch nicht zutage gekommen, dagegen fanden sich zweimal Skelette Erwachsener vor, die innerhalb der Ansiedelung, das eine Mal nur 6 Meter von einer Herdstelle entfernt, beigesetzt waren. Die Skelettreste waren sehr schlecht erhalten. Beide Male waren die Toten in hockender Stellung beigesetzt. Das eine Skelett konnte ich selbst bergen, es lag mit dem Kopf gegen Westen; Beigaben, Steinsetzung waren nicht vorhanden. Ich will die Reste auf Grund dieses Befundes nicht mit absoluter Sicherheit als übliche Gräber der steinzeitlichen Bevölkerung dieser Station erklären, denn man sollte meinen, daß sich bei der dichten Bevölkerung viel mehr Gräber finden müßten. Andererseits sind aber in der steinzeitlichen Station von Zauschwitz bei Pegau, die mit unserer viel Ähnlichkeit besitzt, ebenfalls zwei Skelette ohne Beigaben gefunden[1], so daß es nicht ausgeschlossen erscheint, daß in gewissen Fällen eine Bestattung der Toten innerhalb der Ansiedelung üblich war. Vielleicht bringt uns die Zukunft über diese Fragen endgültige Klarheit.

Ehe wir die steinzeitliche Ansiedelung von Leipzig-Eutritzsch verlassen, soll noch kurz die Verteilung des Scherbenmaterials in den Wohnstätten berührt werden. Es sei dabei auf das kleine Fundkärtchen, Seite 20, verwiesen. Bei Punkt I, wo nur wenige Herdstellen untersucht werden konnten, trug die Keramik einheitlichen älteren Charakter. Neben großen, z. T. amphorenartigen Hauptgefäßen, die gar nicht oder nur mit Tonleisten, Fingereindrücken und Warzen verziert waren, fand sich nur ein Bruchstück eines kleinen Gefäßes mit parallelen Zickzacklinien. Vor allem fehlte vollständig die Spiral-Mäander-Keramik, was wohl schwerlich ein Zufall ist. Die ersten fünfzig Herdstellen östlich der Landstraße von Punkt II—III enthielten neben den gleichen großen Gebrauchsgefäßen wie Punkt I alle die beschriebenen alteuropäischen Scherben feiner Handgefäße, aber damit vereint auch immer Scherben der Spiral-Mäander-Keramik. Noch weiter nach Osten, also von Punkt III—IV, finden wir in den Herdstellen neben den großen Gefäßen fast ausschließlich nur Spiral-Mäander-Keramik.

Ganz ähnlich schildert Schliz die Verhältnisse für die neolithische Station von Groß-Gartach.[2] Den Kern der Anlage bilden Hütten mit Gefäßen des sogenannten Groß-Gartacher Stils, der wohl ebenfalls zu den alteuropäischen Dekorationsweisen zu rechnen ist. Auch dieser ist stets mit linear (Spiral-Mäander) verzierten Gefäßen vermischt. Je weiter man sich der Peripherie nähert, um so vorherrschender wird die Keramik letzterer

---

[1] Grössel, Die vorgeschichtliche Bedeutung des mittleren Elstertales. Wiss. Beilage d. Leipz. Zeitung 1901, Nr. 10, S. 39.

[2] Schliz; Korrespondenzblatt 1907, S. 163.

Art, so daß sich oft nur wenige stichverzierte Scherben unter der großen Menge der Spiral-Mäander-Keramik finden. Schliz schließt nun daraus, daß die verschiedenen Sippen in freundnachbarlichem Verkehr untereinander gelebt hätten, und daß ein Austausch der Topfwaren stattgefunden hätte.

Ich bin bezüglich der Eutritzscher Ansiedelung nach eingehendster Betrachtung der Fundverhältnisse und des Fundmaterials zu ganz anderen Resultaten gekommen. Zunächst glaube ich in den folgenden Schlußbetrachtungen (Seite 43) mit Sicherheit bewiesen zu haben, daß wir, wenn in einer einheitlichen Kulturschicht Scherben verschiedener Kulturkreise miteinander vermischt und dicht zusammenliegend vorkommen, noch längst nicht zu dem Schlusse berechtigt sind, daß sie genau zur selben Zeit im Gebrauch waren. Indem ich mir diese Ausführungen für die Schlußbetrachtungen vorbehalte, will ich in kurzen Zügen den Entwicklungsgang der neolithischen Ansiedelung von Leipzig-Eutritzsch schildern, wie er sich aus meinen Beobachtungen ergibt.

Die Entstehung der Ansiedelung ist in das Ende des älteren und den Beginn des mittleren Abschnitts des Neolithikums zu versetzen. Dieser Zeit sind zuzuschreiben die großen Gebrauchsgefäße von reiner Amphorenform, die Feinkeramik mit Schachbrett, Zickzack und Fischgräten u. a. Ornamenten. Die Feinkeramik ist ziemlich spärlich erhalten, was auch zu dem höheren Alter paßt. Die Ausdehnung dieser ältesten Siedelung war eine beschränkte, etwa von Punkt II bis III der kleinen Karte (Seite 20).

Hieran schließt sich für unsere Ansiedelung eine Epoche, die sich charakterisiert durch Verschwinden der alten reichen Verzierungsmuster und Vorherrschen einer handwerksmäßig ausgebildeten, feinen Stichbandkeramik. Die groben Gebrauchsgefäße bleiben dieselben. Auch läßt sich keine weitere Ausdehnung der Ansiedelung nachweisen.

Die dritte und letzte Epoche beginnt mit der Zuwanderung der Spiral-Mäander-Keramik. Die alteuropäischen Ornamente waren wohl ziemlich vollständig verschwunden; dasselbe Schicksal ereilt nun auch die Stichbandkeramik. Die Gebrauchsgefäße bleiben wieder dieselben. Vielleicht sind die großen eimerartigen Gefäße mit mondhenkelartigen Warzen oder quergestellten Traghenkeln hinzugekommen. Unverkennbar aber findet eine bedeutende Vergrößerung der Ansiedelung statt, die sich dadurch dokumentiert, daß sich viele Herdstellen an den alten Kern der Siedelung anschließen. Diese Herdstellen enthalten neben den groben Gebrauchsgefäßen nur Spiral-Mäander-Keramik. Mit dieser Kulturepoche schließt die Besiedelung dieser Örtlichkeit nicht nur für die Steinzeit, sondern für alle prähistorischen Perioden ab. Nicht die kleinste Scherbe der Bronze-,

Eisen- oder Slavenzeit ist hier zutage gekommen. Es ist dies auch ein Beweis, daß zwischen der jüngeren Steinzeit und der folgenden Bronzezeit, für unsere Gegend wenigstens, keinerlei Beziehungen existieren.

Schlußbetrachtungen.

Wenn wir die große Zahl der steinzeitlichen Einzelfunde, sowie die ausgedehnten Ansiedelungen und die verschiedenen Gräber betrachten, müssen wir zu der Erkenntnis gelangen, daß die Dauer der neolithischen Periode in unserer Heimat nach vielen Jahrhunderten, ja höchstwahrscheinlich nach mehreren Jahrtausenden zu bemessen ist. Ebenfalls unzweifelhaft ist, daß innerhalb eines so großen Zeitraumes das Leben der alten Neolithiker sich nicht immer in der gleichen Weise abgespielt haben kann. Es müssen sich vielmehr Perioden unterscheiden lassen, und diese müssen wir als solche an der Verschiedenheit des hinterlassenen Kulturgutes, an den Gefäßformen und der Ornamentik, an der Bestattungsweise usw. erkennen. Das Ziel der lokalen Forschung muß es nun sein, diese Perioden für das zu untersuchende Gebiet in ihrer Gesamtheit festzulegen, ihre Beziehungen zueinander zu ermitteln und ihre zeitliche Aufeinanderfolge festzustellen. Prüfen wir zunächst einmal das uns zur Verfügung stehende Material.

Die Grabfunde sowie die Einzelfunde neolithischer Gefäße, die wohl auch meist als Grabfunde zu deuten sind, haben gewiß für unsere Untersuchungen hohen Wert. Zunächst sind es sichere Dokumente, die gleichzeitig in die Erde gelangt sind, uns also Zeugnis geben von einer einheitlichen Keramik und Dekorationsweise. Andererseits darf nicht außer acht gelassen werden, daß der Inhalt der Gräber oft einen konventionellen Charakter trägt und daß die Gefäße, wie schon aus ihrer zum Gebrauch vielfach unpraktischen Form hervorgeht, oft eigens zu funerären Zwecken angefertigt wurden. Ferner müssen wir mit der Möglichkeit rechnen, daß während einzelner Perioden des Neolithikums die Toten ohne Beigaben von Gefäßen bestattet wurden, diese Gräber demnach als zu einer bestimmten Periode gehörig nicht erkannt werden können.

Wir würden demnach zu sehr einseitigen Resultaten kommen, wenn wir den Versuch machten, eine Chronologie der jüngeren Steinzeit auf Grund der Grabfunde allein aufzustellen. Nicht bei den Toten, sondern im Gegenteil bei den Lebenden müssen wir in die Schule gehen und neben dem selbstverständlich sehr wichtigen Inventar der Gräber in erster Linie die Ansiedelungen in Betracht ziehen. Der große Wert der Funde letzterer Art liegt darin, daß bei ihrem Zustandekommen keinerlei Absicht vor-

waltet, daß ihr Inhalt vielmehr durch das tägliche Leben zusammengebracht worden ist.

Und doch hat man auch den Inhalt dieser Fundplätze nur mit Vorsicht zu benutzen. Es kann keinem Zweifel unterliegen, daß unsere Neolithiker sich einer ganz ansehnlichen Kultur erfreuten, daß sie, wenigstens in der Blüte der Steinzeit, durchaus seßhafte Ackerbauer und Viehzüchter waren, die in großen, dorfähnlichen Gemeinschaften lebten. Deren Hütten — denn als Überreste von solchen haben wir doch die Wohngruben anzusprechen — sind nun sicher oft von vielen aufeinanderfolgenden Generationen bewohnt gewesen. Unter diesem Gesichtspunkte müssen wir auch das in ihnen enthaltene Inventar betrachten. Es wäre nichts falscher als anzunehmen, daß alles, was in einer Herdgrube z. B. an ornamentierten Scherben liegt, unbedingt gleichzeitig entstanden sein muß. Meines Erachtens müssen wir uns das Zustandekommen des Herdstelleninhalts folgendermaßen vorstellen: Die Herdgrube der neuangelegten Hütte füllte sich bald mit Asche, die allerlei Reste, Scherben, zerbrochene Geräte, Knochen, zerglühte Steine und andere Abfälle enthielt. Von Zeit zu Zeit mußte nun ein Teil des Inhalts entfernt werden, um Raum zu gewinnen; neue Ascheschichten entstanden, und so mußte es kommen, daß sich schließlich jüngere Reste mit älteren vereinten. Unberechtigt wäre aber auch die Annahme, daß sich diese Schichten in den Herdstellen nach ihrer Lagerung unterscheiden ließen; denn solange die Anlage in Benutzung war, war sie auch ständiger Durchwühlung ausgesetzt und wohl nur ganz zu unterst lagernde Gegenstände waren davon weniger bedroht. Dieses Bild vollständigen Durcheinandergeworfenseins finden wir denn auch beim Untersuchen jeder größeren Herdstelle.

Einheitlichen Charakter zeigen nur kleine Herdstellen, die offenbar nicht lange in Gebrauch gewesen sind und daher größte Beachtung verdienen. Von Wichtigkeit für die Datierung ist es ferner, wenn der Seite 14 geschilderte Fall beobachtet wird, daß mehrere zueinander gehörige Bruchstücke von ein und demselben Gefäße sich in der oberen Schicht über einen verhältnismäßig kleinen Raum hin zerstreut finden. Man kann dann mit Bestimmtheit behaupten, daß sie der jüngsten Periode der in der Herdstelle enthaltenen Keramik angehören, denn die Stelle kann, nachdem die Stücke in die Erde gelangt sind, nicht mehr lange benutzt worden sein.

Nach dieser Betrachtung der Fundorte, die uns das Material für unsere Untersuchungen liefern sollen, müssen wir auf die Fundobjekte selbst eingehen. Da sind es besonders die großen Steinartefakte, die zahlreiche Unterschiede und Abweichungen voneinander zeigen. Doch jeder Versuch, hier Typen aufzustellen, die sich nur unter bestimmten

Verhältnissen finden und sich demnach als Charakteristikum einer ganz bestimmten steinzeitlichen Gruppe erweisen, müssen für unser Gebiet wenigstens scheitern. Mit Sicherheit läßt sich nur behaupten, daß man die schönen, schlanken, durchbohrten Steinäxte auch bei uns wie im übrigen Mitteldeutschland öfters zusammen mit Gefäßen gefunden hat, die Schnurverzierung oder andere altneolithische Ornamente trugen. Dagegen gehören Flachbeile, Breithacken und Schuhleistenkeile zum typischen Inventar der großen Ackerbausiedelungen mit Stich- und Spiral-Mäanderbandkeramik; dennoch fehlen auch durchbohrte Beile in letzteren Fundstätten nicht, dokumentieren sich aber durch kompaktere Formen als Werkzeuge und unterscheiden sich hierin von den schlanken Waffen der altneolithischen Zeit.

Die Herdstellen der verschiedenen steinzeitlichen Perioden zeigen in ihrer Anlage ebenfalls keine Merkmale, die bedeutend genug wären, um danach gewisse Gruppen zu unterscheiden. Am ehesten ließe sich dies noch von der Art der Grabanlagen erwarten, doch ist hier das uns zur Verfügung stehende Material noch zu spärlich und die Gefahr, zu Trugschlüssen zu kommen, zu groß. Unser einziger sicherer Führer müssen die Ornamente der Gefäße und des Scherbenmaterials sein, das sich uns in den Herdstellen in unerschöpflicher Fülle bietet.

Man kann die Ornamente wohl mit Recht als die Buchstaben bezeichnen, die, wenn sie richtig aneinander gereiht und gedeutet werden, uns in deutlicher Sprache Aufschluß geben über den Entwicklungsgang jener fernen Zeit. Diese überaus große Wichtigkeit der ornamentierten Keramik für die Chronologie der jüngeren Steinzeit ist auch von deutschen Forschern zuerst erkannt worden, und man versuchte, durch Scheidung nach Form und Verzierungsweise Ordnung in das Chaos zu bringen. Die Tätigkeit der Forschung mußte nach zwei Richtungen einsetzen: einmal, und zwar als erste Aufgabe, mußte sie verstehen, die nach ihrer Form und Ornamentik gleichen und ähnlichen Gefäße zu einheitlichen Gruppen zusammenzufassen, und zweitens mußte sie diese zueinander in das richtige chronologische Verhältnis zu bringen suchen.

Leider aber war man schon bei Aufstellung der Hauptgruppen nicht glücklich. Klopfleisch unterschied zwei große Gruppen, die Schnur- und Bandkeramik. Die Charakteristik der Schnurkeramik erschien ziemlich leicht; sie umfaßt eben alle Gefäße, deren Verzierungen durch das Eindrücken einer gedrehten Schnur in den noch nassen Ton hergestellt sind. Und doch beginnen schon hier die Schwierigkeiten. Götze, der die Gefäße dieser Gattung für einen wichtigen Teil Mitteldeutschlands eingehend beschrieb, rechnete bereits Gefäße dazu, die nach ihrer Form wohl mit den charakteristischen Gefäßen der echten Schnurkeramik übereinstimmen, aber

als Verzierung nicht Schnur-, sondern Stich-, Schnitt- und Fiederornamente tragen, Ornamente, die, wenn man sie in Herdstellen findet, direkt zur Bandkeramik gerechnet werden.

Noch schlimmer lagen die Verhältnisse bei der sogenannten Bandkeramik. In diese wurde anfangs so ziemlich alles von steinzeitlicher Ornamentik, was nicht Schnurverzierung trug, eingereiht. Der so einfach klingende Begriff Bandkeramik mußte seinen Namen hergeben nicht nur für eingestochene Bänder, sondern auch für Bogen, Girlanden, Hänge- und Zickzackmuster bis zum Linearornament und zur Spiral-Mäander-Keramik. Wohl unterschied man nach und nach innerhalb der Bandkeramik eine Anzahl von in sich abgeschlossener Gruppen, hielt aber streng an der Zusammenfassung als Bandkeramik fest, während die Schnurkeramik als vollständig für sich alleinstehender Kulturkreis betrachtet wurde. An protestierenden Stimmen, besonders nichtdeutscher Forscher, die, ohne den Werdegang dieser Theorie mitgemacht zu haben, deren Resultaten vorurteilslos gegenüberstanden, fehlte es nicht. Ich will hier nur zwei anführen: S. Reinach[1] gesteht, daß es ihm selbst mit Hilfe Schuhmachers nicht gelungen sei, Schnur- und Bandkeramik sicher unterscheiden zu lernen. Moritz Wosinsky[2] schreibt: „Die Klassifizierung ging von einer ziemlich unglücklichen Grundlage aus und ihre Fortentwicklung kompliziert die Frage immer mehr ... So z. B. wurde die einfache Schnurverzierung oft parallel untereinander angebracht, so daß aus der Schnur ein Band entstand; ferner, mit welchem Rechte dürfen mit Parallellinien ausgefüllte Dreiecke und Rauten Bandverzierungen genannt werden."

Daß eine schroffe Trennung der Schnurkeramik von den übrigen altneolithischen Kulturkreisen für unser mitteldeutsches Gebiet unanwendbar ist, will ich an Hand der Fig. 120 erörtern. Das erste Ornament, das einer schnurverzierten Amphora von Cröbern entnommen ist, zeigt charakteristische Fransenverzierung. Genau dieselben Fransen finden wir an einem Scherben, der einer Herdstelle von Weiderode entstammt. Hier ist die Verzierung nicht in Schnur-, sondern in Stichmanier ausgeführt; das Stück wird zur Bandkeramik gerechnet. Das dritte, dem Rheinlande entstammende Stück endlich, ist in Linearmanier ausgeführt und gehört nach Koehl zur jüngeren Winkelbandkeramik. Meines Erachtens ist es sicher, daß allen diesen drei Kulturkreisen derselbe Gedanke zugrunde liegt. Man will zierlich gearbeiteten Hängeschmuck darstellen. Man braucht auch gar nicht anzunehmen, daß diese Kulturkreise einer aus dem andern

[1] L'Antropologie, Paris XII, 1901, S. 707. (Deutsche Geschichtsblätter 1902, S. 152).

[2] Moritz Wosinsky, Die inkrustierte Keramik der Stein- und Bronzezeit, Berlin 1904, S. 8.

sich herausentwickelt haben. Wir müssen sie uns vielmehr als Schwestern denken, und es ist sehr wohl möglich, daß die Schnurkeramik die ältere Schwester ist. Sicher kann aber nach den angeführten, von einer sich bis ins Detail erstreckenden Verschiedenheit zwischen Schnur- und Bandkeramik nicht die Rede sein.

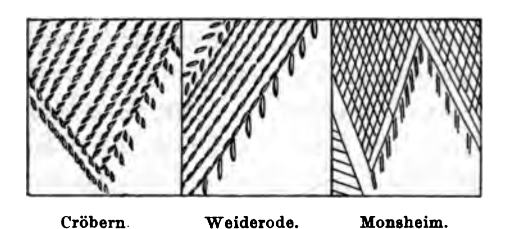


Fig. 120. Neolithische Ornamente.

Wenden wir uns nun zunächst der Betrachtung der Schnurkeramik zu. Wie uns unsere Fundkarte beweist, sind eine ganze Anzahl solcher Gefäße in der Leipziger Gegend gehoben worden. Die Anwesenheit der Träger dieser Kultur ist also mit Sicherheit für unsere Gegend erwiesen, und wenn wir uns vergegenwärtigen, daß diese Gefäße in knapp 20 Jahren gefunden wurden, daß viele früher zerstört sein werden, und daß ebenfalls noch viele im Erdenschoße ruhen müssen, so kommen wir zu der Erkenntnis, daß die damalige Bevölkerung ziemlich zahlreich und die Dauer ihres Aufenthalts eine lange gewesen sein muß. Merkwürdigerweise fehlt es fast vollständig an Ansiedelungsresten aus dieser Periode. Man ist auf diese Tatsache schon früh aufmerksam geworden und hat sie auf die verschiedenste Weise zu erklären versucht. Man hat selbst an die Möglichkeit gedacht, daß die Träger dieser Kultur ihre Wohnstätten auf Bäumen errichtet hätten. Zu einer viel ungezwungeneren Erklärung führt uns meines Erachtens folgende Betrachtung.

Die echte Schnurkeramik ist am stärksten und ausschließlichsten in dem östlichen Deutschland und den angrenzenden Ländern Osteuropas verbreitet. Von hier strahlt sie allerdings weit ausgreifend aus. Sie okkupiert ganz Thüringen und Süddeutschland, dringt in die Alpen ein, während andererseits auch wichtige Teile Österreichs in ihren Kulturkreis einbezogen werden. Im großen und ganzen ist aber der Osten oder, von uns aus betrachtet, der Nordosten ihre eigentliche Domäne, und man nimmt auch allgemein an, daß sie von dort aus zu uns und in die übrigen Länder gelangt ist. Das Gebiet nun, von welchem aus die Einwanderung der Schnurkeramik zu uns erfolgt, schließt es aus, daß die Träger dieser Kultur ackerbauende Stämme waren, macht es vielmehr wahrscheinlich, daß sie als wehrhafte Jäger und Viehzüchter ein nomadenhaftes Leben führten. Damit stimmt überein, daß wir in den Gräbern wohl Waffen, aber nie das für ackerbautreibende Neolithiker charakteristische Ackerbaugerät, die Breithacke, finden. So erklärt sich, daß die Grabgefäße erst am Orte des Begräbnisses hergestellt wurden. Vor allem erklärt sich so am einfachsten das

Fehlen großer Herdstellen oder Ansiedelungen mit charakteristischer Keramik. Ein Nomadenstamm konnte nicht zahlreiche zerbrechliche und schwere Tongefäße mit sich umherschleppen. Für ihn waren hölzerne Becher, Schläuche aus Leder oder die Hörner des Stieres der gegebene Hausrat. So hat man ja schon Tongefäße gefunden, die direkt die Form des Schlauches imitieren, ja auf denen selbst die Nähte angedeutet sind.[1] Nehmen wir einmal an, daß die naheliegendsten Hand- und Trinkgefäße der Jäger dieser Zeit das Horn des Stieres und der hölzerne Becher waren. Diese Trinkgeräte mußten immer zur Hand sein. Um sie aufzuhängen, mußten sie mit Schnüren umwunden sein, und der entwickelte Schönheitssinn dieser Leute sorgte dafür, daß dies in geschmackvoller Weise geschah. So sind in der Praxis wohl nach und nach alle die gefälligen Schnür-, Flecht- und Hängemuster entstanden, die auf die Keramik übertragen wurden und noch heute unser Entzücken erregen, bei genauer Betrachtung aber auch in ihrer künstlerisch umgebildeten Weise noch ihren praktischen Ursprung verraten. Nicht den Hängeschmuck des menschlichen Körpers hat man auf die Tongefäße übertragen, sondern diese ganze, schöne Ornamentik hat sich aus der Aufbewahrungsweise der Gefäße selbst entwickelt. Auch wenn wir die Henkel der schnurverzierten Gefäße betrachten, finden wir die Bestätigung unserer Ansicht. Die Henkel finden sich zahlreich angebracht, sind aber meist klein, starkwandig, und die Henkelöffnung ist fast stets so eng, daß sie nur zum Durchziehen einer Schnur eingerichtet ist. Die sich weit öffnenden Traghenkel, die zeigen, daß sie zum Fassen mit der Hand bestimmt sind, finden sich dagegen in alten Wohnplätzen der jüngeren Steinzeit, besonders in denen der Stichband- und Spiral-Mäander-Keramik.

Daß der Hauptgrund des Mangels an schnurkeramischen Siedelungsplätzen in der nomadenhaften Lebensweise dieser Bevölkerung zu suchen ist, glaube ich bewiesen zu haben. Ihre Wohnplätze, die immer nur kurze Zeit in Benutzung waren, werden uns nur flüchtige Spuren hinterlassen haben, die überdies durch die Besiedelung folgender Perioden leicht verwischt werden konnten. Ferner aber werden die Gebrauchsgefäße anders ausgesehen haben, als das, was man für gewöhnlich unter Schnurkeramik versteht. Viele Schnurgefäße tragen einen ausgesprochenen funerären Charakter. Wenn nicht die glücklichen Fundumstände wiederholt bewiesen hätten, daß es sich um eigens angefertigte Grabkeramik handelt, so mußte uns schon die Betrachtung vieler Gefäße sagen, daß sie zum praktischen Gebrauch unmöglich gedient haben können. Die dünne Wandung der oft sehr großen Gefäße, die schwachen Henkel, die schmale Öffnung und der

---

[1] Z. B. in Lengyel, Ungarn, siehe Wosinsky, Die inkr. Keramik, S. 6.

oft sehr hohe, enge Hals lassen dies erkennen. Die ziemlich rohen, starkwandigen Scherben der Gebrauchsgefäße werden wir, auch wenn sie bis auf uns gekommen sind, oft gar nicht in ihrer Zugehörigkeit zur Schnurkeramik erkennen; denn nur selten lassen sich die Gefäße soweit rekonstruieren, daß wir sie nach ihrer Form und Henkelstellung dieser Periode zuweisen können. Der Herdstellenfund aus der Elster-Luppenaue, der Seite 10 beschrieben ist, ist vielleicht ins Gebiet der Schnurkeramik zu verweisen. Ebenso scheint Günthersdorf in seinem ältesten Teile hierher zu gehören, da sich hier Scherben mit Schnurverzierung gefunden haben. Dieser letztere Fund beweist uns somit, daß Gefäßfragmente mit echter Schnurverzierung in Herdstellen vorkommen können, daß die Schnurverzierung als nicht ausschließlich der Funerärkeramik eigen war, sondern zum Schmuck feiner Handgefäße verwandt wurde, indes die großen Gebrauchsgefäße unverziert blieben.

Ferner fand ich ein kleines Fragment mit echter Schnurverzierung im Abraum der Sandgrube Köckertz bei Günthersdorf zusammen mit Steinartefakten. Vielleicht handelt es sich auch hier um einen Siedelungsfund.

Nicht unerwähnt bleibe, daß heute noch keine Einstimmigkeit unter den Forschern über die chronologische Stellung der Schnurkeramik herrscht. Während der eine Teil die Schnurkeramik in den älteren Abschnitt des Neolithikums versetzt, wird von anderen namhaften Forschern das Gegenteil angenommen. Doch sind die hierfür angegebenen Gründe meines Erachtens nicht stichhaltig. So führt man an, daß sich einige Gefäßformen der Schnurkeramik in ähnlicher Weise in Grabfeldern der älteren Bronzezeit wiederfinden. Man läßt dabei unberücksichtigt, daß die Mannigfaltigkeit der Gefäßformen doch immerhin sehr beschränkt ist, und daß leicht ähnliche Gefäßformen zu verschiedenen Zeiten und an verschiedenen Orten auftreten können, wie ein Blick auf die Keramik unserer Naturvölker zeigt.

Unter den Ausgrabungen, die in letzter Zeit den Beweis für eine jüngste Datierung der Schnurkeramik geliefert haben sollen, nimmt die des Fürstengrabes bei Helmsdorf die bedeutendste Stelle ein.[1] Ein im Untergrunde des Hügels, dessen Hauptbestattung der frühen Bronzezeit angehört, in 50 cm Tiefe gefundenes, hockendes Skelett nebst einem durchbohrten Hammer und schnurverzierten Gefäß, sowie ein zweites in 90 cm Tiefe gefundenes Skelett sollen die Reste von Dienern oder Sklaven sein, die ihrem bronzezeitlichen Herrn als Opfer in den Tod hätten folgen müssen. Dagegen ist einzuwenden, daß die bronzezeitlichen Sieger einem geopferten Sklaven wohl schwerlich seine Steinwaffe mitgegeben und ihn wohl

[1] Jahresschrift für die Vorgeschichte der sächs.-thür. Länder, Bd. VI, S. 1—87.

noch weniger nach seiner rituellen Weise (hockend und mit Schnurkeramik) bestattet hätten. Es ist aber durch andere Funde bewiesen, daß sich in nächster Nähe des bronzezeitlichen Grabes noch mehr reinneolithische Bestattungen befinden. Wir dürfen daher behaupten, daß sich hier bereits ein steinzeitliches Gräberfeld befand. Im untersten Kern des Fürstenhügels wurde eine Steinkiste mit Hockerskelett gefunden, welche Herr Prof. Größler selbst für erheblich älter erklärt. Da sich nun diese Steinkiste dicht unter der Oberfläche des Urbodens befand, muß sie durch einen bei Anlage des Fürstengrabes verschwundenen Hügel überdeckt gewesen sein. Wir dürfen daher annehmen, daß sich hier ursprünglich ein neolithisches Hügelgrab befand, das außer der Steinkiste als Hauptbestattung noch mehrere Hockergräber enthielt. Die Aschenschicht braucht uns nicht zu befremden, da Brandschichten in Gräbern der Steinzeit oft konstatiert sind. Auch handelt es sich laut Bericht des Herrn Prof. Größler um keine einheitliche Aschenschicht, sondern zwischen dem ersterwähnten Hocker und der bronzezeitlichen Grabhütte fand sich eine 50 cm breite Schicht Erde mit Aschespuren. So kann der Befund des hochinteressanten Helmsdorfer Grabmales eher als Beweis für ein hohes Alter der Schnurkeramik gedeutet werden; denn zur Zeit, als der bronzezeitliche Mensch es errichtete, war ihm der neolithische Begräbnisplatz als solcher nicht mehr in der Erinnerung, und er benutzte ein steinzeitliches Hügelgrab als Unterlage für die Grabhütte seines Fürsten.

Als weiterer Beweis werden die sehr schön gearbeiteten, durchbohrten und zuweilen facettierten Steinbeile angeführt; man behauptet, daß nur eine jüngere Zeit so vollkommene Waffen herzustellen vermochte. Die richtige Erklärung ergibt sich aus der Erwägung, daß ein kriegerisches Jägervolk mehr Fleiß auf die Herstellung seiner Waffen verwandte, als ein Volk friedlicher Ackerbauer, wie wir es in den mittleren und jüngeren Abschnitten des Neolithikums in unserer Heimat finden.

Fassen wir das Resultat unserer bisherigen Betrachtungen zusammen, so ergibt sich folgendes:

Die schnurverzierten Gefäße sind das Produkt eines nomadisierenden Jägervolkes, das im älteren Abschnitte des Neolithikums von Osten und Nordosten kommend unser Gebiet besetzte. Feste Wohnplätze und Ackerbau waren ihm fremd. Die Funde einzelner schnurverzierten Gefäße sind als Grabfunde zu deuten. Die Gefäße wurden eigens zu Begräbniszwecken angefertigt. Die Leichname sind meist ohne irgend welche Reste zu hinterlassen vergangen. Das fast vollständige Fehlen von Siedelungsplätzen erklärt sich aus dem Nomadentum der Schnurkeramiker, ferner dadurch, daß Tongefäße nur wenig zum praktischen Gebrauch verwendet wurden, vielmehr

Gefäße aus Leder, Holz oder Horn, welche uns keine Spuren hinterlassen konnten. Die Gebrauchsgefäße aus Ton sind unverziert und nur durch ihre Form als zur Schnurkeramik gehörig zu erkennen. In Gegenden, welche sich für den Ackerbau nicht eignen, ferner in durch ihre Lage isolierten Landesteilen, scheint sich die Schnurkeramik lange Zeit behauptet zu haben, vielleicht bis in die jüngsten Zeiten des Neolithikums, ja bis in die Stein-Bronzezeit; für unser Gebiet ist dies nicht der Fall.

Oft hat man zur Schnurkeramik Gefäße hinzugerechnet, die ihrer Form und ihrem Vorkommen nach den mit echter Schnurverzierung ausgestatteten Gefäßen stark gleichen, deren in anderer Technik hergestellten Ornamente sich aber in ihren Motiven als ganz andere erweisen. Die echte Schnurkeramik verwendet bandartig angeordnete Reihen von parallelen Schnurlinien. Selten sind Zickzack- und Wellenlinien. Den meisten dieser Verzierungsarten sieht man es an, daß sie sich aus der Art und Weise, in der man ursprünglich die Gefäße mit Schnuren umband, herausentwickelt haben. Der Ornamentenschatz dieser Periode ist demnach kein allzu großer.

Ganz anders ist dies bei den gleich zu besprechenden Gefäßen, die man am besten als solche der nordischen Dekorationsweise bezeichnen kann, wenn man in Betracht zieht, daß sie hauptsächlich im nördlichen oder besser im nordwestlichen Deutschland, in Skandinavien und England vorkommen. Die Form dieser Gefäße ähnelt, wie schon erwähnt wurde, oft denen der reinen Schnurkeramik, doch wäre es falsch, wenn man daraus die Entstehung der einen Gruppe aus der andern ableiten wollte. Es ist vielmehr anzunehmen, daß beide Gruppen nebeneinander hergehen, wofür ja auch spricht, daß die Gebiete ihres Vorkommens sich deutlich voneinander trennen lassen. In unserem Untersuchungsgebiete finden sich allerdings Vertreter beider Gruppen, was sich aus der zentralen Lage derselben genügend erklärt. Die Gefäße der nordischen Dekorationsweise zeigen in ihrer Ornamentik viel größere Mannigfaltigkeit als die der reinen Schnurkeramik. Zum Teil sind es direkt figürliche Motive, deren Vorbilder in der belebten Natur zu suchen sind. Wir finden z. B. das Fiederornament, dessen Urbild jedenfalls der Pflanzenwelt entnommen ist, Fischgrätenmuster, Wellen- und Zickzacklinien, Schachbrettmuster, die wohl als Nachbildung von Flechtmustern zu deuten sind, endlich als symbolische Zeichen zu deutende Figuren; wie Kreuze oder konzentrische Kreise. Daß man aber auch getreue Abbildungen von wirklichen Gegenständen schuf, beweisen uns die Platten des Merseburger Grabdenkmals[1], das zweifellos diesem Kulturkreis

[1] Klopfleisch, Vorgeschichtliche Altertümer d. Prov. Sachsen, Halle 1884, S. 47—65.

zuzurechnen ist. Auf ihnen finden wir Pfeile und Bogen, Köcher und Steinaxt deutlich dargestellt. Dieses Grabdenkmal hat nichts mit der Schnurkeramik zu tun, wie schon aus der Tatsache hervorgeht, daß eine in ihm gefundene Urne Schnittverzierung zeigte. Noch deutlicher wird uns die Zugehörigkeit dieses Denkmals zur nordischen Gruppe, wenn wir seine reiche Ornamentik betrachten. In seiner nordischen Altertumskunde gibt Sophus Müller eine Zusammenstellung steinzeitlicher nordischer Ornamentik.[1] Von den angeführten 12 Ornamentmustern lassen sich sieben auch auf den Platten des Merseburger Grabdenkmals nachweisen. Auch die Keramik von Eutritzsch und Günthersdorf weisen solche genügend auf, um die Behauptung zu rechtfertigen, daß in einem bestimmten Abschnitt des Neolithikums starke nordische Kultureinflüsse sich in unserer Heimat bemerkbar machen.



Fig. 121. Verziertes Steinbeil v. Raßnitz.

Jenem Kulturkreise sind auch die verzierten Steinbeile zuzuschreiben, die sich als große Seltenheiten in unserem Gebiete vorfinden. Das mehrfach erwähnte Steinzeitgrab enthielt ein verziertes, durchbohrtes Steinbeil mit axtartig verlängerter Schneide, das aber leider verloren gegangen ist. Ein anderes derartiges Stück, das aus Raßnitz bei Schkeuditz stammt, bilde ich nebenstehend ab. Ein diesem ähnliches größeres Stück aus Zöschen ist mir leider nicht zugänglich.[2]

Den wichtigsten Aufschluß über die Lebensweise jenes Zweiges der altneolithischen Bevölkerung geben uns aber die Ansiedelungsreste, die aufzufinden mir in dem behandelten Gebiete gelungen ist. Außer Möritzsch, für das besonders die Tiefstichtechnik und die langschenkligen, mit Zickzacklinien ausgefüllten Dreiecke charakteristisch sind, die sicher aus dem Norden stammen, ist hier besonders Günthersdorf zu nennen. In dem Scherbenmaterial dieser Station überwiegen die alteuropäischen Muster ganz bedeutend; außer den wenigen Spuren der Schnurkeramik sind es besonders die nordische Tiefstichtechnik, ferner Fischgräten-, Zickzack- und Schachbrettmuster. Mehrere feine Handgefäße aus dieser Stelle zeigen auch eingekerbten Rand, ganz gleich dem an dem Grabgefäß von Dalzig (Fig. 18). Wichtig für uns ist, daß es sich hier um deutliche Ansiedelungsreste handelt; denn es ist damit bewiesen, daß wir es mit einer seßhaften Bevölkerung zu tun haben, die allerdings wohl noch die Jagd bevorzugte, wie

---

[1] Seite 158 u. 159, Straßburg 1897.

[2] Ein drittes, dem Zöschener und Raßnitzer Stück sehr ähnliches, verziertes Prachtbeil von Radewell bei Halle, befindet sich im Provinzialmuseum daselbst. (Abgebildet Jahresschrift d. Museums Bd. I, T. 2.)

die zahlreichen Reste vom Hirsch beweisen, gleichwohl aber in dauerhaften Hütten wohnte, Viehzucht und wohl auch Ackerbau trieb. Ihre Kultur steht demnach entschieden höher als die des östlichen Zweiges der alteuropäischen Bevölkerung, der Schnurkeramiker.

In der Günthersdorfer Ansiedelung befinden sich Reste von Gefäßen, die mit auf die Spitzen gestellten Rhomben verziert sind. Diese Verzierungsweise findet sich vielfach auf den Kugelflaschen. Wenn auch verschiedene Motive, wie Dreiecke, Fransen und Hängemuster klarlegen, daß auch diese Kultur aus der alteuropäischen Dekorationsweise hervorgegangen ist, so weisen andererseits die Gefäßformen, Kugelflasche und offene Terrine, auf eine in sich abgeschlossene eigene Gruppe hin. Über die zeitliche Stellung dieser Gruppe läßt sich infolge des geringen Vergleichsmaterials nur wenig sagen; sie scheint jünger als die besprochenen zwei alteuropäischen Hauptgruppen und in unserem Gebiete nur vorübergehend aufgetreten zu sein.

Um über den ferneren Werdegang der neolithischen Besiedelung Aufschluß zu erhalten, wenden wir uns wieder der Betrachtung des Scherbenmaterials unserer steinzeitlichen Stationen zu. Während die Gefäßdekoration des bisher behandelten älteren Abschnittes des Neolithikums ausgesprochenen individuellen Charakter trägt, während uns aus jedem einzelnen Stück bewußter Wille und eigener Geschmack des Verfertigers entgegentreten, obgleich er naturgemäß aus dem großen Ornamentenschatz seines Volkes geschöpft hat, finden wir auch Gefäßscherben, die einen großen Schematismus verraten. Es sind dies die Vertreter der sogenannten Stichband- oder älteren Winkelbandkeramik. Die Gefäße sind mit größter Beherrschung der Technik hergestellt, dies beweist der feingeschlemmte Ton und der gleichmäßige Brand. Andererseits zeigen sie aber eine große Monotonie der Verzierungsmotive. Ihre Ähnlichkeit untereinander ist oft so groß, daß man z. B. einen stichbandverzierten Scherben aus Eutritzsch aus denen der Günthersdorfer Station, die doch 40 km davon entfernt ist, nicht herausfinden könnte. Diese Tatsache erklärt sich sehr leicht. Mit der Seßhaftigkeit ist eine große Veränderung der Lebensweise der Neolithiker vor sich gegangen. Im Gegensatz zu nomadisierenden Stämmen, wo aller Hausrat, alle Waffen und Werkzeuge von dem Gebraucher selbst hergestellt werden, hat sich nun bereits eine handwerksmäßige Herstellungsweise entwickelt. So wurden, wie uns die Funde in der neolithischen Station von Eutritzsch beweisen (Seite 29), die feinen Feuersteinartefakte, Messer- und Pfeilspitzen handwerksmäßig hergestellt. So erklärt sich die Sicherheit und Schönheit der Bearbeitung dieses spröden Materials am besten durch die große Übung, die Einzelne darin erlangten. Natürlich wurden

auch von jedem Individuum noch Feuersteine geschlagen und bearbeitet, mit wie verschiedenem Talent, davon überzeugt uns jede Untersuchung einer steinzeitlichen Kulturschicht.

Sicherlich wurde auch die Feintöpferei als Handwerk betrieben. Wie bei jeder handwerksmäßigen Tätigkeit wurden hierbei bestimmte einmal aufgenommene Muster beibehalten, weiter ausgebildet und viele alte Motive gingen verloren. Während die alten Zickzack-, Rhomben-, Schachbrett- und Fiedermuster verschwanden, kam das in Stichtechnik ausgeführte Band- und Girlandenmotiv zur allgemeinen Herrschaft.

Diese Vermutung wird vielfach befremden, da man doch allgemein gewöhnt ist, die Stichbandkeramiker als eine neuauftretende Bevölkerung zu betrachten. Und doch läßt sich mehr als ein stichhaltiger Grund für die gegenteilige Ansicht anführen. Zunächst hat unsere Stichbandkeramik viele Berührungspunkte einmal mit der nordwestdeutschen Tiefstichkeramik, andererseits mit der östlichen Schnurkeramik. Wir müssen demnach mit Entschiedenheit verneinen, daß die Stichbandkeramik etwa außerhalb des großen alteuropäischen Kulturkreises entstanden sein könnte. Ferner finden wir die Stichbandkeramik immer auf kleineren, aus feingeschlemmtem Ton hergestellten, gut gebrannten und gut gearbeiteten Gefäßen, die in ihrer Form sehr stereotypisch sind und sicher feine, durch Handwerker hergestellte Hand- und Ziergefäße darstellen. Im Gegensatz hierzu unterscheiden sich die in denselben Ansiedelungen gefundenen, großen, groben Gebrauchsgefäße in nichts von denen der anderen neolithischen Perioden.

Die Stichbandkeramik findet sich in den von mir untersuchten neolithischen Ansiedelungen nie allein, sondern immer einesteils mit den mit alteuropäischen Motiven verzierten Scherben, andererseits mit solchen der Spiral-Mäander-Keramik zusammen. Nur die Möritzscher Ansiedelung macht eine Ausnahme. Hier finden wir neben alteuropäischen, nordischen Mustern wohl die Stichbandkeramik, aber keine Spiral-Mäanderverzierungen. Wir müssen demnach annehmen, daß diese Siedelung vor Eindringen der donauländischen Spiral-Mäander-Keramik aufgegeben worden ist. Daß uns die große Eutritzscher Station eine Töpferwerkstätte der Stichbandkeramik geliefert hat, ist bereits Seite 37 besprochen worden.

Diese handwerksmäßige Entwicklung der Stichbandkeramik aus den alteuropäischen Verzierungsweisen heraus hat sich auch anderwärts in ähnlicher Weise vollzogen. So finden wir sie in den Stationen Ungarns und der Balkanhalbinsel, ohne deshalb annehmen zu müssen, daß sie von dort zusammen mit der Spiral-Mäander-Keramik zu uns gelangt sei.

Siedelungen, die nur reine Stichbandkeramik enthielten, gibt es meines Wissens nicht; sie ist immer entweder mit den spärlichen Resten der

alteuropäischen Ornamente vereinigt oder mit den in der jüngeren Periode des Neolithikums bei uns alles überschwemmenden Scherben der Spiral-Mäander-Keramik.

Wir können uns von der Zeit des Überwiegens der Stichbandkeramik, die wir wohl mit Recht in die mittlere Periode des Neolithikums versetzen, folgendes Kulturbild für unsere Heimat entwerfen.

Die schweifenden Horden der kriegerischen Schnurkeramiker sind verschwunden. Dort, wo sie ihre leichten Zelte aufschlugen, erheben sich jetzt die zu dorfähnlichen Gemeinden vereinigten festen Hütten einer friedlichen Bevölkerung, die es schon gelernt hat, sich neben der Jagd durch Ackerbau und Viehzucht ihren Unterhalt zu erwerben. Arbeitsteilung, handwerksmäßige Erzeugung von Geräten und Gefäßen, zeugen von einer im Aufschwung begriffenen Kultur.

Wir wenden uns nun dem dritten und letzten Abschnitt des Neolithikums zu, der durch das Vorherrschen der Spiral-Mäander-Keramik charakterisiert wird. Mit dieser tritt ein vollständig neues und fremdes Element in unsere heimische Kultur ein.

Durch zahlreiche scharfsinnige Untersuchungen ist nachgewiesen worden, daß die Spiral-Mäander-Keramik von Südosteuropa, etwa den Ländern der nördlichen Balkanhalbinsel aus, zu uns gelangt ist, sowie, daß ihre Siedelungen stets an das Vorkommen von waldfreiem, ackerbaufähigem Boden gebunden sind.[1] Wilke läßt die Frage offen, ob Einwanderung oder nur Eindringen eines neuen Kulturgutes für unsere Gegend in Frage kommt. Meines Erachtens weist uns das starke Anschwellen der heimischen, neolithischen Ansiedelungen auf ersteren Fall hin. Den besten Beleg bietet uns Eutritzsch, wo eine kleine Ansiedelung aus der Zeit der alteuropäischen Dekorationsweise sich zu einer außerordentlich großen der Zeit der Spiral-Mäander-Keramik auswächst. Für eine friedliche Zuwanderung spricht endlich die Tatsache, daß sich diese Keramik fast stets mit der älteren Stichbandkeramik vergesellschaftet findet, ihre Siedelungen vielfach also keine Neusiedelungen, sondern nur Vergrößerungen der alten Dorfschaften sind.

Die Spiral-Mäander-Keramik kann nur von Süddeutschland her die Täler der Saale und der weißen Elster aufwärts zu uns gekommen sein. Man hat auch zu der Ansicht geneigt, daß das Eindringen dieses Kulturelements von Böhmen her das Elbtal entlang erfolgt wäre. Wenn wir uns

---

[1] Wilke, Beziehungen der west- und mitteldeutschen zur donauländischen Spiral-Mäander-Keramik. Mitt. d. Anthropol. Ges. Wien, Bd. XXXV. Ders., Zur Entstehung der Spiraldekoration. Zeitschr. f. Ethnologie 1906, 1—33.

aber vergegenwärtigen, in welch hohem Maße diese Kultur von dem Vorkommen ausgedehnter Strecken ackerbaufähigen, waldfreien Bodens abhängig ist, wie Schliz[1] überzeugend bewiesen hat, so müssen wir zu dem Ergebnis gelangen, daß eine solche Einwanderung, wenn sie überhaupt stattgefunden hat, nur von sekundärer Bedeutung gewesen sein kann. Unsere Leipziger Gegend mit ihrem fruchtbaren Boden bietet überall, wo neolithische Ansiedelungsreste zutage kommen, auch Spiral-Mäander-Keramik in Hülle und Fülle. Südlich finden sich ihre Reste bis in die Gegend von Borna und Grimma.[2] Weiterhin im Erzgebirge hören sie vollständig auf; es ist geradezu charakteristisch, daß es einem so eifrigen Forscher wie Dr. Pfau, Rochlitz, nicht gelungen ist, in der von ihm eingehendst durchforschten Rochlitzer Pflege den kleinsten Rest dieser Keramik aufzufinden. Die Träger der Spiral-Mäander-Keramik meiden das unwirtliche Waldgebirge, während, wie die vielfach gefundenen Steinartefakte beweisen, die steinzeitlichen Jäger noch viel tiefer hineindrangen.

Wenn wir die Spiral-Mäander-Gefäße genauer betrachten, so finden wir, daß sie mit denen der sogenannten Winkelband- oder Stichbandkeramik viel Gemeinsames besitzen. Es ist dieselbe Technik, derselbe feingeschlemmte Ton und gleichmäßige Brand. Es sind ebenfalls meist kleine und mittelgroße Gefäße; die Form ist halbkugelig oder birnenförmig; Henkel fehlen fast stets. Wie ich weiter oben ausführte, dürfen wir annehmen, daß die in den mittleren Abschnitt des Neolithikums zu versetzenden Gefäße der reinen Stichbandkeramik bereits die Produkte eines Töpferhandwerks sind. Dann erklärt sich aber auch leicht das Vorherrschen der eigentlich fremdländischen Spiral-Mäander-Keramik in unseren meist vorher schon vorhandenen neolithischen Ansiedelungen. Die von den fremden Zuwanderern außer anderen Kulturfaktoren mitgebrachte neue Ornamentik schaffte sich bald allgemeine Geltung und kam in ausschließlichen Gebrauch. Zuweilen wurde die alte Stichverzierung mit der Spiral-Mäander-Keramik verschmolzen (Taf. VI, Fig. 3), nach und nach verdrängte aber die neue, südliche Dekorationsweise die alte Art der Verzierung vollkommen. Die großen Gebrauchsgefäße dagegen, die wohl nach wie vor in jedem Hausstand selbst erzeugt werden, blieben dieselben oder lassen uns nur technische Verbesserungen erkennen, wie z. B. größere, festere Henkel, die auch öfters wagerecht gestellt werden. Im übrigen unterscheiden sie sich in nichts von den Gebrauchsgefäßen

---

[1] Schliz, Der schnurkeramische Kulturkreis. Zeitschr. f. Ethnologie 1906, S. 331.

[2] Wilke, Mitt. d. Anthropol. Gesellschaft in Wien, Bd. XXXV, S. 265. Prof. Dr. Liedloff, Zeitschr. f. Ethnologie 1907, S. 997.

früherer Perioden, sind beinahe stets unverziert und tragen höchstens als Schmuck Reihen von Tupfen oder Fingernägeleindrücken und massive oder gekerbte Tonleisten. Diese Verzierungsweise hat aber nichts Charakteristisches und ist bereits in frühneolithischer Zeit vorhanden.

Wir können uns etwa folgendes Bild über die Entwicklung in jenem jüngeren Abschnitt des Neolithikums entwerfen.

Als Entstehungsland der Spiral-Mäander-Keramik müssen wir das südliche Ungarn und die angrenzenden Länder der Balkanhalbinsel bezeichnen.[1] Allerdings war sie auch dort nicht die älteste Kulturperiode, sondern, wie uns alle Funde beweisen, ging ihr auch dort eine Epoche voraus, deren Ornamentik viel Ähnlichkeit mit unseren alteuropäischen Dekorationsweisen hat. Hier wird sich eine zahlreiche Bevölkerung entwickelt haben, welche durchaus seßhaft war, intensiven Ackerbau trieb, überhaupt sich einer ansehnlichen Kultur erfreute. War aber der Ackerbau einerseits die Ursache zur Erreichung höherer Kultur, so wurde er andererseits auch der Grund, der einen großen Teil der immer wachsenden Bevölkerung zwang, sich neue Gebiete für ihre Saaten zu suchen. Nach Süden war eine Ausdehnung durch die geographischen Verhältnisse unmöglich gemacht, nach Norden dagegen lag das weite Donautal mit seinen vielen Nebenflußtälern offen da, ein fruchtbares, waldfreies Gebiet, wie geschaffen für die Siedelungen fleißiger Ackerbauer. So war dem Bevölkerungsüberschuß die Straße nach Norden gewiesen. Es war keine eigentliche Wanderung, mehr ein beständiges Weiterwachsen einer überlegenen Kultur. Es war auch kein gewaltsames Eindringen, sondern die Besiedelung erfolgte meist im Anschluß an schon vorhandene ältere Niederlassungen, die aber bedeutend vergrößert wurden. So erhob sich auf den fruchtbaren Talrändern Dorf an Dorf, und nur da, wo die geographische Lage die Einwanderung nicht zuließ, wie in rauhen Gebirgen, oder wohin sie nicht vordrang, wie in die Küstenländer der Nord- und Ostsee, in die Lausitz und in das östliche Deutschland, erhielt sich die alteuropäische Kultur und Dekorationsweise weiter. Von Ungarn aus dem Donaulaufe folgend, war ganz Österreich in den Bereich der Kultur der Spiral-Mäander-Keramik einbezogen worden, auf dem gleichen Wege wurde Süddeutschland kolonisiert. Das Rheintal wurde bis weit nach Norden hin besiedelt und zahlreiche andere Kolonisten drangen vom Maintale aus, die Täler der Saale und weißen Elster benutzend, in die fruchtbaren Ebenen Mitteldeutschlands vor. Bis über die Gegend des Harzes hinaus können wir die Spuren der Spiral-Mäander-Keramik verfolgen, und es wäre eine wohl mühsame aber dankenswerte Forscherarbeit, einmal durch

---

[1] Wilke, siehe vorige Anmerkungen. (Seite 54.)

genaueste Zusammenstellung aller Funde die nördliche Grenze ihres Vordringens festzulegen.

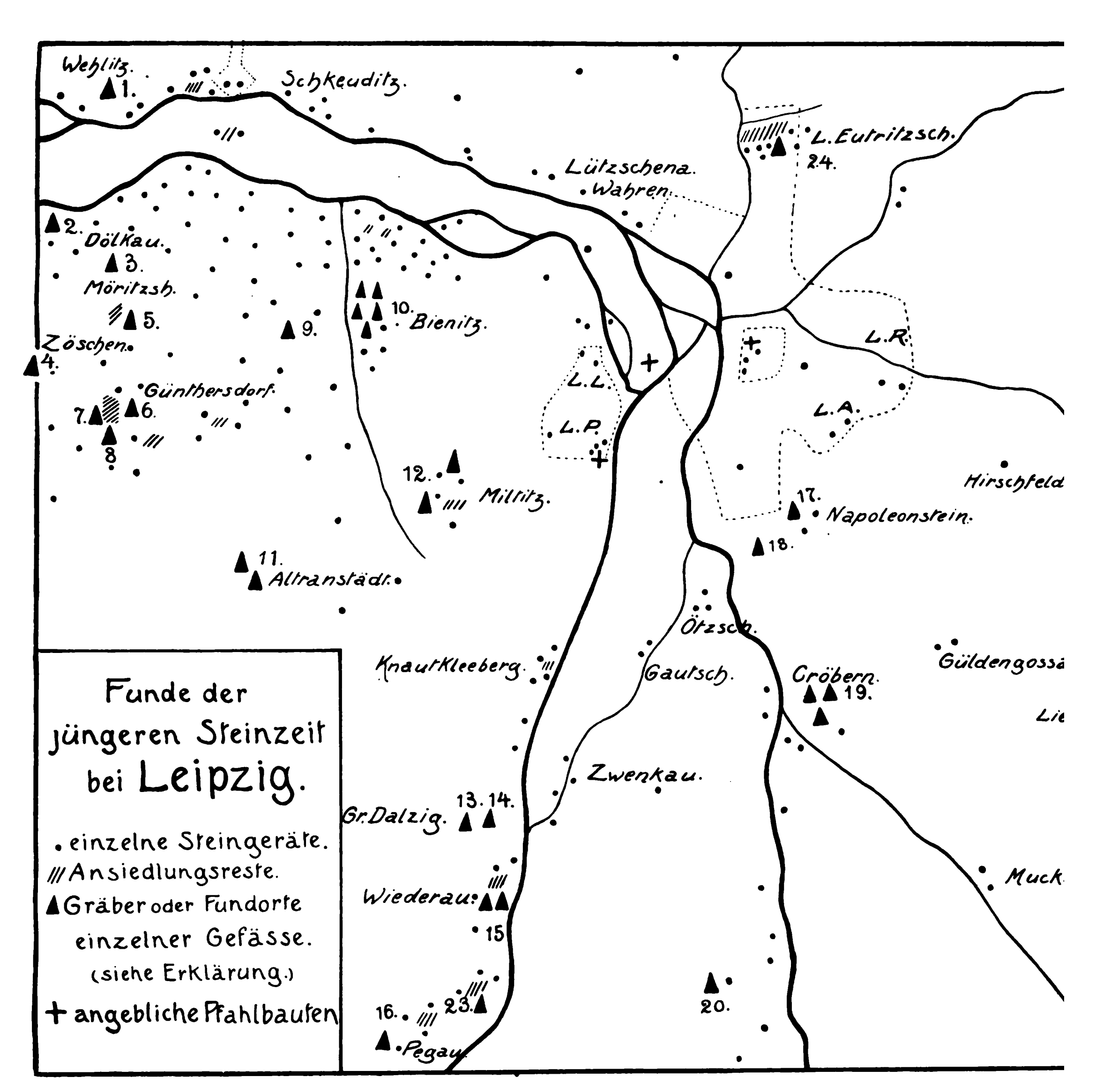
Die Zeit der Spiral-Mäander-Keramik bedeutet für unsere Gegend den Höchststand neolithischer Kultur. Ihre Träger wohnen in zu volkreichen Gemeinwesen vereinten festen Hütten, sie treiben intensiven, sich auf mehrere Getreidearten erstreckenden Ackerbau und Viehwirtschaft, handwerksmäßige Erzeugung wichtiger Gebrauchsgegenstände ist allgemein, Spinnerei und Weberei bekannt, Freude an Schmuck und Farben zeugt von verbesserter Lebenshaltung. Die Dauer dieser Kulturperiode muß, wenn unsere Darlegungen richtig waren, in den verschiedenen Ländern eine sehr ungleiche gewesen sein, da sie ja nur nach und nach gen Norden vordrang. Immerhin müssen wir ihre Dauer für unsere Heimat nach Jahrhunderten bemessen.

Viele Rätsel gibt uns noch die Frage auf, was aus der Kultur der Spiral-Mäander-Keramik geworden ist. Nach dem heutigen Stande der Forschung kann man nur sagen, sie verschwindet plötzlich. Wie ist dies zu erklären? Gewaltsam kann sie nicht vernichtet worden sein, denn sonst müßten wir Spuren von Zerstörung und von den Zerstörern finden. Es ist vielmehr anzunehmen, daß eine Abwanderung stattfand. Ein Zurückfluten auf dem Einwanderungswege ist nicht anzunehmen, eher könnten wir vermuten, daß man im Südwesten die Pforte gefunden hatte nach milderen, schöneren Ländern, und daß es diese Volksstämme mit Macht dorthin zog, um mit ihrer gesunden vielversprechenden Kultur und Kraft vielleicht einen wichtigen Bestandteil der werdenden Kulturvölker der Antike abzugeben. Natürlich sind das nur Vermutungen und Möglichkeiten, denen kein wissenschaftlicher Wert beizumessen ist.

Eins aber lehren uns die sämtlichen Funde neolithischer Siedelungen in unserer Heimat. Es ist völlig ausgeschlossen, daß die Kultur der Spiral-Mäander-Keramik etwa von den eindringenden Völkern der älteren Bronzezeit vernichtet worden wäre. Alle die zahlreichen Ansiedelungen der jüngeren Steinzeit unserer Gegend, die genau untersucht worden sind, haben auch nicht den kleinsten Anhalt geliefert, daß sie bis in die Bronzezeit auch nur bestanden hätten. Sie schließen vielmehr stets mit der Periode zahlreich auftretender Spiral-Mäander-Keramik ab.

Nach dem Wegzuge dieser ackerbautreibenden, kultivierten Bevölkerung verödet unsere heimische Gegend und sinkt zur Wildnis herab. Ganz menschenleer ist sie allerdings nicht geworden, sondern sie wurde von Jagdvölkern durchstreift, die aus dem Teil der altneolithischen Bevölkerung hervorgegangen waren, der von der Kultur der seßhaften Ackerbauer

unberührt geblieben war. Außer einigen Gräbern, deren Gefäße (Fig. 21—23) stark an den Aunjetitzer Typus erinnern, sind in unserer Heimat keine dieser Zeit zuzuschreibenden Funde zutage gekommen. Diese geringen Reste der neolithischen Bevölkerung verschwinden dann in dem großen Einwandererstrom der älteren Bronzezeit.



Erläuterungen zur Kartenbeilage siehe Seite VIII.





